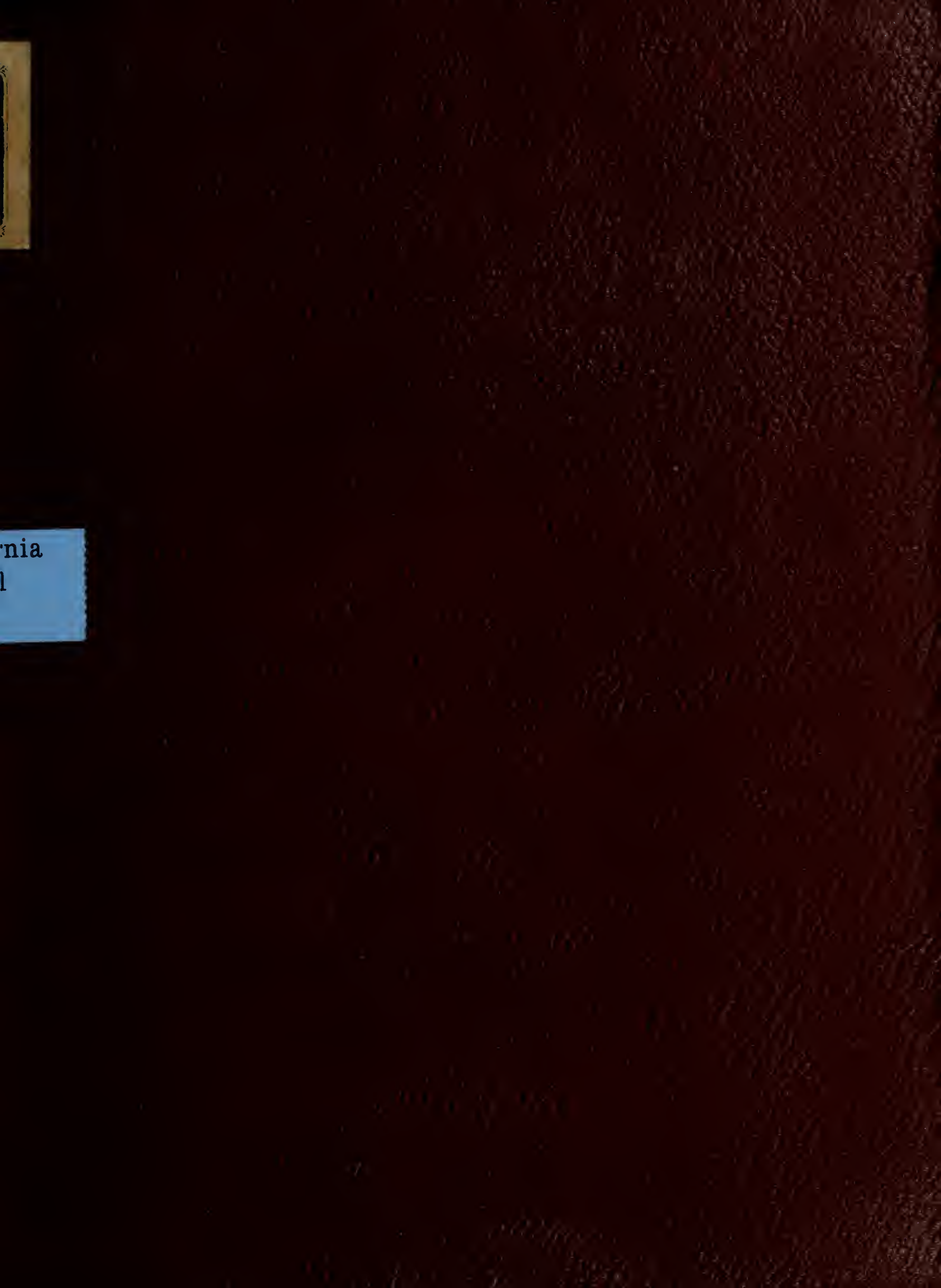

rnia
l





EREZ ISRAEL



AS JÜDISCHE LAND VON J. H. KANN

„Vom Verfasser überreicht".









EREZ ISRAEL

DAS JÜDISCHE LAND

VON

J. H. KANN



KÖLN UND LEIPZIG
JÜDISCHER VERLAG
1909

DRUCKEREI vormals E. J. BRILL, LEIDEN.

Meiner lieben Frau

ANNA POLAK-DANIELS



VORWORT

Erez Israel, das Jüdische Land, wurde im Altertum Kanaan genannt, das ist „Niederland". Und in der Tat erinnert der niedrig gelegene Teil von Judäa, besonders das Küstenland, an die holländische Landschaft.

Als niederländischer Jude empfand ich dies mit Freude; denn obgleich ich mich mit dem alten jüdischen Volke eins fühle, so bin ich doch zugleich ein Niederländer und nicht weniger mit Niederland verbunden, das ich liebe, wie man nur sein Geburtsland lieben kann.

Während einer fast dreimonatigen Reise in Palästina und Syrien im Frühjahr 1907 habe ich Tag für Tag neue Eindrücke empfangen, und ich habe nun versucht, diese auf den folgenden Seiten so treu wie möglich wiederzugeben, oft mit Hinzufügung von Schlussfolgerungen, zu denen ich nach der Verarbeitung meiner Ein-

drücke gelangt bin. Nach bestem Wissen habe ich meine Meinung dargelegt, und ich hoffe, dass man den hier geäusserten Ansichten einigen Wert nicht absprechen wird.

Ich habe versucht, so objektiv als möglich alles, was ich sah und hörte, und was ich für bemerkenswert hielt, aufzuzeichnen. Manche Auskunft verdanke ich Herrn Saphir, dem Subdirektor der Anglo-Palestine Company in Jaffa, der mich auf einem Teil meiner Reise durch Palästina begleitete. Nicht weniger wertvolles Material habe ich den klaren und sachlichen Berichten entnommen, die Herr Levontin, der Direktor der Anglo-Palestine Company, mir zur Verfügung gestellt hat.

Mein Kodak ist mir von grossem Nutzen gewesen; die am besten gelungenen Aufnahmen sind diesem Buche beigegeben.

Derjenige Teil des Buches, in dem ich die jüdische Kolonisation bespreche, enthält zugleich die Darlegung eines Unterrichtssystems, für das ich mir bei Herrn Jan Ligthart, Vorsteher einer öffentlichen Elementarschule im Haag und zugleich eine Autorität auf dem Gebiete des Elementarunterrichtes, Rat geholt habe. Den von mir in grossen Zügen angegebenen Lehrplan verdanke ich ihm. Möchte doch das Unterrichtswesen im Jüdischen Lande nach den Prinzipien Ligtharts organisiert werden!

Ausser dem Kapitel über die jüdische Kolonisation habe ich meiner Reisebeschreibung noch eine kurze Ab-

handlung über den Zionismus beigefügt. Es ist durchaus nicht meine Absicht, den Zionismus als ein Allheilmittel gegen die gegenwärtige Judennot hinzustellen. Auch wenn die zionistische Idee verwirklicht wird, so kann doch der Notlage der Juden in Russland und Rumänien nicht mit einem Schlage ein Ende gemacht werden, obgleich gewiss die Realisierung der zionistischen Ziele gerade diesen Juden viele Erleichterungen bringen würde. Nächst dem Zionismus aber tut eine bessere, menschenwürdige Behandlung der Juden in den genannten Ländern selbst not. Vorerst scheint allerdings wenig Aussicht auf Besserung vorhanden zu sein. Wer fühlt die Kraft in sich, die öffentliche Meinung auf eine solche Höhe zu bringen, dass man für die Juden in allen Ländern volles Bürgerrecht zu erlangen vermöchte? Wo ersteht eine Beecher Stowe, die den unterdrückten Juden hilft? Herzzerreissende Scenen, wie in der „Negerhütte" spielen sich auch in den jüdischen Hütten in Russland und anderen Ländern ab.

Allein die Beschreibung der Leiden der Juden war hier nicht meine Absicht. Ich bin kein Schriftsteller; ich bin Bankier. Mein Zweck war, Palästina aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Ich bin nicht hingegangen wie die meisten Palästinareisenden, wie Geistliche und fromme Leute, die als Pilger wandern, oder wie die Gelehrten und Touristen, die dorthin gehen wie in ein Museum. Ich bin als Kaufmann gegangen, um zu sehen

und zu hören, ob es dort etwas für mein Volk zu erwerben gibt, für das jüdische Volk, das so arm ist an Freiheit, Glück, Ehre und ungestörter Lebensfreude. Und am Ende meiner Reise war ich mir klar, dass diese heiligen Güter in der Tat zu erlangen sind, und zwar im Jüdischen Lande. Der Wege, die hinführen, sind viele. Vor allem aber tut die Vereinigung der Kräfte aller derer not, denen das Wohl des jüdischen Volkes am Herzen liegt.

Diese Vereinigung, dieses Zusammenwirken zu fördern, ist der Zweck nachstehender Seiten.

Haag, im Mai 1908. *J. H. K.*

„Dies ist das Land, das ich Abraham,
Isaak und Jakob verheissen, und gesagt: Ich will es deinem Samen geben."

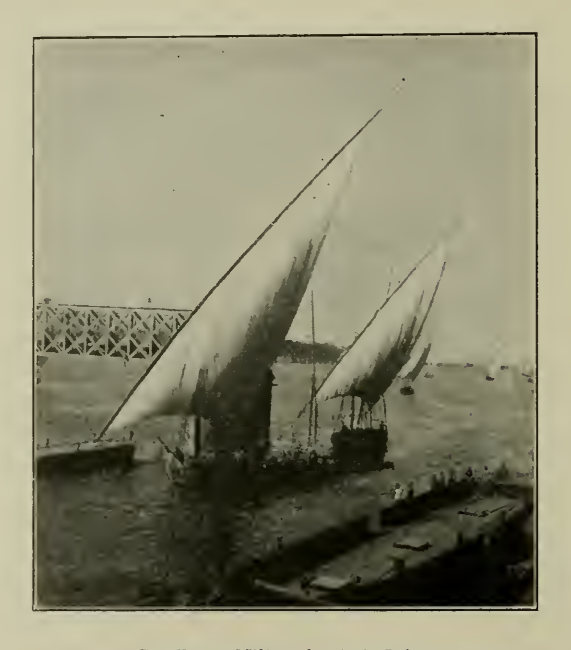
Fast hunderttausend jüdische Auswanderer fahren jedes Jahr über den Ozean nach Amerika, dessen Hauptstadt allein schon mehr als 700.000 jüdische Einwohner zählt.

Was für Qualen müssen diese Leute nach allen schon erlittenen Entbehrungen auf solch einer Seereise als Zwischendeckpassagiere ausstehen! Dieser Gedanke drängte sich mir häufig auf, als ich auf einem mit allem Komfort ausgestatteten Dampfer die Reise von Neapel nach Alexandrien machte. Meine Reise galt dem Land der Verheissung; der Weg dorthin führt heute noch über Ägypten.

Bei meiner Ankunft in Alexandrien befand ich mich gleich inmitten einer bunten Menge von verschiedenen Rassen, unter denen mir prächtige Neger aus Ober-Ägypten mit ebenholzfarbenen Gesichtern auffielen, die als Polizeidiener fungierten und ausgezeichnet die Ordnung aufrechtzuerhalten verstanden.

In Alexandrien betrat ich zuerst orientalischen Boden;

von diesem Umstand abgesehen, bot die Stadt mir nicht viel Interessantes. Es ist schade, dass wir verwöhnten Abendländer immer auf die internationalen Hotels angewiesen sind, wodurch wir uns nie gänzlich unserer europäischen Sphäre entziehen können; aber das wird im Herzen Palästinas und Syriens schon anders werden, und dahin geht ja doch die Reise.



Geöffnete Nilbrücke bei Cairo

In Alexandrien und Cairo wohnen die Juden, wie fast überall im Orient, in besonderen Stadtvierteln beisammen. Es giebt dort viele russische und rumänische

Juden, auch griechische, aber die überwiegende Mehrzahl besteht aus arabischen Juden; die meisten sind arm, aber sie fühlen sich unter dem englischen Regime ziemlich glücklich.

In Alexandrien besuchte ich den Oberrabbiner, der mir erzählte, dass alle dortigen Juden dem Zionismus Sympathie entgegenbrächten. Besonders vor einigen Jahren war das Interesse gross, als man glaubte, dass Dr. HERZL vom Sultan für das jüdische Volk das Ansiedlungsrecht in Palästina erlangen würde. Der Oberrabbiner aber war kein Anhänger von Dr. HERZLS Politik, weil er es nicht für richtig hielt, dass Dr. HERZL besondere Rechte für das jüdische Volk verlangte, ehe sich eine genügende Anzahl Juden in Palästina angesiedelt hätte. „Es wäre das beste, sagte er mir, wenn sich soviele wie irgend möglich dort niederliessen. Der Sultan ist ein braver Mann, der den Juden gewogen ist. Und wenn sich nur erst fünfhunderttausend oder eine Million Juden in Palästina angesiedelt haben, so wird alles andre sich schon von selber machen." Dies war die Ansicht des Oberrabbiners.

Wie gut ist es, als Übergang nach Palästina, sei es auch nur auf einige Tage, Ägypten zu besuchen! Wie lebhaft versetzt man sich in Gedanken in die Zeit der Bibel! Am Nil habe ich das Schilf rauschen hören, das mir die liebliche Geschichte ins Gedächtnis rief,

wie die Tochter Pharaos durch den Anblick eines Kindleins, das in einem Korbe angeschwommen kam,



Sphinx und Pyramide

gerührt wurde, und wie dann ein kluges, kleines Mädchen, das dabei Wache gestanden hatte, fortging, die Mutter zu holen, die das Kindchen jetzt, wo es im sicheren Hafen angelangt war, nähren durfte.

In Cairo existiert noch eine kleine alte Synagoge mit einem geräumigen Vorplatz, von der es heisst, dass Moses dort das Lebenslicht erblickt, und dass

seine Mutter sich dort einige Zeit verborgen gehalten und sich von Datteln genährt habe.

Von der Eisenbahn aus gesehen, bietet die Landschaft zwischen Alexandrien und Cairo nicht viel Abwechslung. Esel und Schafe sieht man, auch Rinder, wie sie mit den grossen, zurückgebogenen Hörnern in unseren alten Bilderbibeln treulich abgebildet sind und so ganz anders als unsere holländischen Rinder aussehen. Und dann Kamele, die so etwas Altehrwürdiges in ihrem Wesen haben, als ob sie sich noch erinnerten, wie die Juden in Ägypten in der Sklaverei seufzten und die Pharaonen sie knechteten.

Diese stolzen Pharaonen, die einstigen Unterdrücker, sie werden jetzt in Glaskasten zur Schau gestellt! Und wie überwältigend erfasst einen dann der Gedanke an den tiefen Sturz und den gänzlichen Untergang des alten mächtigen Ägypterlandes mit seinen Tempeln, Pyramiden, seinen Sphinxen und seinen Götzen! Und wie klar wird uns die erhabene Idee, dass dem jüdischen Volke verboten wurde, Bilder zu machen. Man sieht hier in Ägypten nur allzu deutlich, wie die Kunst dazu missbraucht wurde, das Volk den Priestern zu unterwerfen, indem man es steinerne Götzenbilder anbeten liess.

Wie weit zurück liegt das alles in grauer Vergangenheit! Jetzt sehen wir in unserer Zeit ein neues Ägypten entstehen und wieder eine Macht werden, mit welcher man wird rechnen müssen, auch wenn diese Macht

nicht so gross ist als die des alten Ägypten einst war.

Jetzt regiert auch hier die Macht des Geldes, und es lässt sich voraussehen, dass Ägypten in nicht allzu ferner Zukunft für den Osten das werden wird, was Amerika für den Westen gewesen ist.

Diesen grossen Aufschwung scheint Ägypten hauptsächlich den reichen Baumwollernten der letzten Jahre zu verdanken, da infolge der bedeutenden Nachfrage gerade nach ägyptischer Baumwolle die früher bezahlten Preise sich verdoppelten, sodass jede neue Ernte dem Lande ungefähr zwanzig Millionen Pfund Sterling einträgt. Es liegt auf der Hand, dass dieses Ägypten über eine ungeheure Kaufkraft verfügt, und dass diese dem nahegelegenen Palästina in erster Reihe zu gute kommen könnte.

Von Cairo geht die Reise nach Palästina über Port-Said und von dort mit dem Dampfer nach Jaffa. Die Seereise selbst dauert nicht länger als etwa 12 bis 14 Stunden, aber die Zeit für die Landung in Jaffa darf man nicht zu gering anschlagen. Jaffa besitzt keinen Hafen, und die Dampfer bleiben also auf der Reede liegen. Grosse Ruderboote, jedes mit zehn Ruderern bemannt, stossen von der Küste, und gelangen bald an den Dampfer, wo die Reisenden bereits sehnsüchtig nach ihnen ausschauen.

Das Umsteigen in die Boote ist bei der heftig be-

wegten See die reine Turnübung, und wenn man einmal im Boot ist, muss man noch eine Fahrt von einer guten Viertelstunde über eine gewaltige Brandung zwischen vielen Felsen machen.

Oft ist die See so hoch, dass die Dampfer nicht bei Jaffa bleiben können und nach Beirut weiterfahren. Dann müssen die Reisenden zusehen, wie sie über Land nach



Auf der Reede vor Jaffa

Jaffa zurückkommen. Man kann zwar auch mit dem Dampfer zurückfahren, aber dann läuft man Gefahr, abermals an Jaffa vorbeizudampfen und wieder nach

Port-Said zurückzukommen. So kann man unter Umständen einige Male hin und her fahren, ohne seinen Bestimmungsort zu erreichen. Mir war das Schicksal günstig, aber doch ging die See so hoch, dass ich mich nicht auf den Beinen halten konnte. Seekrank wurde ich aus dem Ruderboot geschleppt . . . . . . das war meine Ankunft im Lande meiner Väter.

Ein freundliches, bekanntes Gesicht macht, dass man sich bald in einer neuen Umgebung heimisch fühlt. So



Jaffa

erging es auch mir, als Herr Levontin, der Direktor der Anglo-Palestine Company, mich abholte und nach meinem Hotel geleitete. Man atmet ordentlich auf, wenn man aus dem geräuschvollen, weltlichen Treiben in Cairo in das einfache Leben eines kleinen Ortes wie Jaffa versetzt wird. Die Stadt macht einen freundlichen Eindruck, die Luft ist klar und stärkend, und von dem

flachen Dach des in einem herrlichen Garten gelegenen Hotels aus konnte ich die ganze Gegend mit den rings sich ausdehnenden Orangengärten übersehen. Die Bäume sind mit herrlichen Früchten überladen; orangegelb und grün beherrscht alle anderen Farben. Ganz in der Nähe erglänzt das Meer, und in der Ferne sieht man die Berge von Judäa und Galiläa. Lange Reihen von Kamelen immer eins hinter das andere gebunden, tragen die Waren der benachbarten Dörfer zu Markte. Eins sehe ich mit Hausgerät bepackt; es trägt die fahrende Habe einer Familie, die eine neue Wohnung bezieht.

Jaffa ist eine Stadt von 50.000 Einwohnern, wovon der sechste Teil aus Juden besteht; die meisten sind arm und können kaum ihren Unterhalt verdienen. Das jüdische Krankenhaus enthält nur zwanzig Betten und die Mittel, es zu vergrössern, fehlen leider. Und doch besteht ein dringendes Bedürfnis nach Vergrösserung, da die jüdische Bevölkerung in den letzten Jahren sich mehr als verdoppelt hat. Es kommen oft Kranke aus den jüdischen Kolonien, und besonders Auswanderer, welche die früher in Palästina nicht bekannte Tuberkulose dort eingeschleppt haben.

Von Jaffa aus machte ich einige Ausflüge in die Umgebung; erst besuchte ich die in der Nähe liegende Ackerbauschule der Alliance Israélite Universelle, die auf einem prächtigen 250 Hektar grossen Landgut erbaut ist und gut verwaltet werden soll. Schon aus der

Ferne sieht man die hohen Eukalyptusbäume, Sadjar el Jahud (die jüdischen Bäume), wie die Araber sie nennen, weil sie zuerst von den Juden hierher gebracht worden sind. Es giebt dort schöne ausgedehnte Äcker und Gärten, in denen jüdische Knaben beschäftigt werden. Schade, dass dort nicht auch Mädchen ausgebildet werden; in der Milchwirtschaft würden z. B. viele Frauen in Palästina ihren Unterhalt verdienen können.

Zu der Ackerbauschule gehört ein grosser Weinkeller; man erzählte mir, dass die auf dem Acker arbeitenden Knaben jeden Tag einen Becher Wein erhalten.

Der Vorstand der Schule hat sich meiner Meinung nach über die seiner Anstalt obliegende Aufgabe nicht genügend Rechenschaft gegeben und die Schule nicht in der Weise eingerichtet, wie man es von einer Ackerbauschule in *Palästina* erwarten könnte.

Es wird gründlicher Unterricht in der französischen Sprache erteilt, das Hebräische und das Arabische (die Landessprache) dagegen werden weniger gelehrt. Ausserdem will es mich doch bedünken, dass es nicht angeht, mitten in dem Jüdischen Lande das Judentum lediglich als eine Religionsgemeinschaft anzusehen. Dann hätte man doch ebenso gut die Schule irgendwo in Frankreich errichten können! Das Resultat ist denn auch, dass ein grosser Teil der Knaben, welche die Ackerbauschule verlassen, Landbauer werden in . . . . . Canada.

Und doch ist der Boden in Judäa fruchtbar genug.

Auf den Äckern sah ich viel Weizen, und im Süden meistens Gerste; ausserdem sind wohl Oliven, Apfelsinen, Trauben und Mandeln die Hauptprodukte. Die Reben werden in Judäa vielfach auf dem flachen Felde angepflanzt. Nach dem Pfropfen der Trauben, einer Arbeit, die ich von den Schülern der Ackerbauschule verrichten sah, bedingt die Kultur eine grosse Sorgfalt, weil man achtgeben muss, dass infolge der reichlichen Nahrungszufuhr die Rebe nicht zu üppig wächst, wodurch der Zweck des Pfropfens nicht erreicht werden würde.

In der Umgegend von Jaffa sind mehrere jüdische Kolonien. Nach der Ackerbauschule kam jetzt die Reihe an die Kolonie Petach-Tikwah (Der Eingang der Hoffnung). Der Weg dorthin führte durch die deutsche Kolonie Sarona und weiter zum Teil an dem Flüsschen Audja entlang, welches mehrere Mühlen treibt. Die Wege in Judäa sind, wie fast überall in Palästina, äusserst schlecht, in der Ebene Judäas fehlen vor allem die Steine, um die Wege fest zu machen; die Zufuhr von auswärts aber ist zu teuer. Unterwegs sah ich mehrere Gärten, in denen man damit beschäftigt war, die Reben auszugraben, um später Orangenbäume an deren Stelle pflanzen zu können.

Die mit äusserster Sorgfalt gepflegten Orangengärten der Kolonie gewährten einen prächtigen Anblick. Die Ernte war dieses Jahr gerade besonders reichlich; es gab Bäume, von denen jeder einzelne sechs Kisten,

jede zu 150 Apfelsinen, füllen konnte. Wir sahen auch Felder mit blühenden Mandelbäumen, grosse Felder mit weissen Büscheln. Die Reben dagegen waren im Februar noch ganz kahl. In der Traubenkultur sind die jüdischen Kolonisten sehr erfahren, und in der Kunst des Pfropfens, die mit zarter Sorgfalt betrieben werden will, sind sie wahre Meister, sodass man, wie ich hörte, in den deutschen Kolonien das Pfropfen der Trauben erfahrenen jüdischen Kolonisten aufträgt und sie reichlich dafür bezahlt. Dagegen können die jüdischen Kolonisten ihrerseits sich wieder ein Beispiel nehmen an den deutschen Niederlassungen, die mit ihren vor den Häusern gelegenen Gärtchen und gut gepflegten Wegen viel freundlicher aussehen als die meisten jüdischen Kolonien.

Nachmittags wurde die Rückreise wieder angetreten. Im Zwielicht sahen wir die Feuer der Beduinenzelte und hie und da Silhouetten von Kamelen. Abends erreichten wir Jaffa, von wo aus wir am nächsten Tage die Kolonie Rischon le Zion (Der Erste in Zion) besuchen sollten. Diese Kolonie wurde von südrussischen Zionisten nach den grossen Judenhetzen des Jahres 1882 gegründet. Ausser der Kolonie Rischon sollten wir noch mehrere andere jüdische Kolonien in Judäa besuchen. Wir mussten uns zu dem Zweck bei einem arabischen Kutscher Pferde und Fuhrwerk verschaffen, was nicht ohne Handeln und Feilschen abging, und wobei ich, obgleich ich des Handels nicht ganz unkundig bin, doch der Hilfe eines

mit den dortigen Verhältnissen bekannten Sachverständigen nicht entraten konnte. Wenn man sich nach irgend einem Preise erkundigt, so lautet die übliche Antwort: „Soviel Du mir geben willst", auf welche Antwort dann erwidert werden soll: „Ich will Dir geben, soviel Du



Markt bei Ramleh

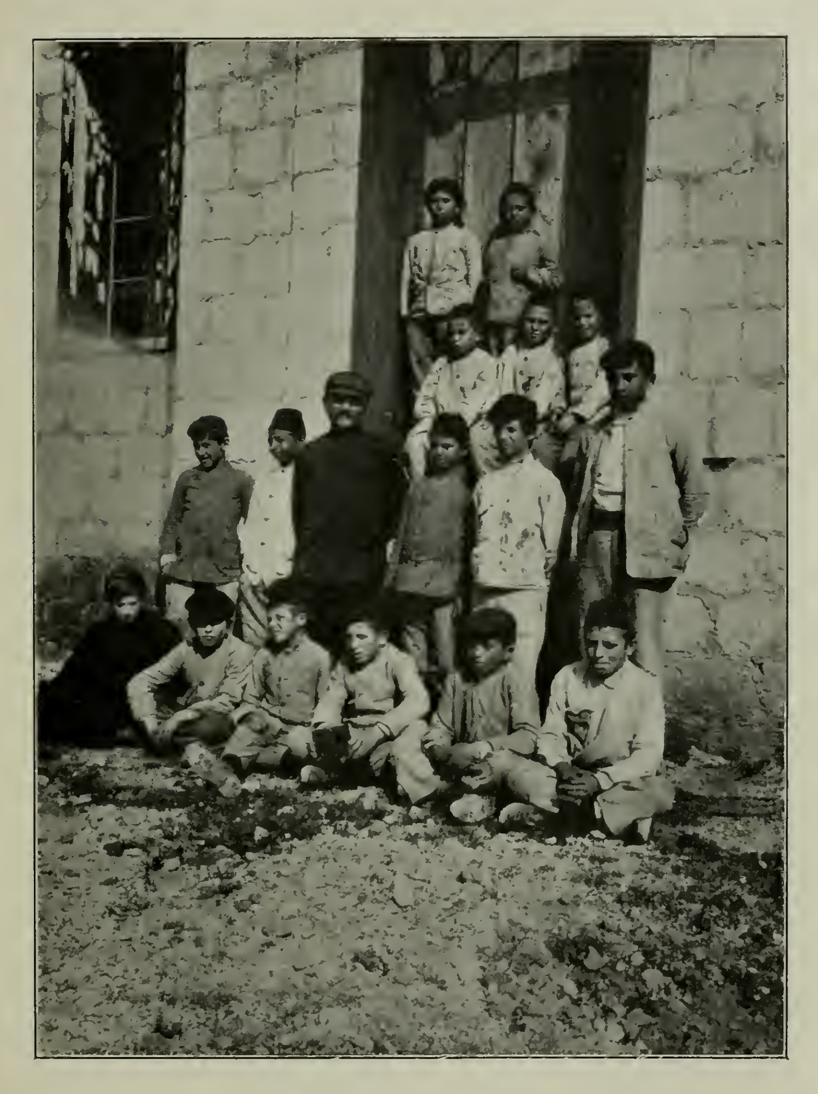
haben willst." Dabei denkt aber keiner im entferntesten daran, Wort zu halten. Dies sind lediglich Höflichkeitsphrasen, welche die eigentlichen Unterhandlungen nur einleiten. Diese zogen sich in unserem Falle nicht allzu sehr in die Länge, denn ein in Aussicht gestellter „Bakschisch" (Trinkgeld) beendete sie rasch.

Wir kamen wieder an Äckern vorbei, wo die Gerste

sehr schön stand, und an Gemüsegärten, die von 2—3 Meter hohen Kaktushecken eingeschlossen waren, eine Umzäunung, die nichts kostet. Wenn man ein Kaktusblatt in den Boden steckt, so schlägt es bald Wurzel, und die Pflanze, die sehr schnell wächst, erfordert keine weitere Pflege und bildet mit ihren scharfen Stacheln eine fast undurchdringliche Hecke. Im Sommer trägt der Kaktus eine Art Feigen, welche die Araber besonders lieben, und von denen sie sich während einiger Monate fast ausschliesslich nähren.

Ferner kamen wir an einem uralten Brunnen vorbei, der noch immer klares Wasser spendet, und erreichten schliesslich die Ortschaften Lydda und Ramleh mit ihren weit sich ausdehnenden Ölbaumpflanzungen. Der Boden soll auch dort sehr zum Gartenbau geeignet sein. Die Lage an der Eisenbahn zwischen Jaffa und Jerusalem würde einen guten Absatz der Produkte ermöglichen. Eine Strecke weiter wurde auf einer grossen Ebene Markt gehalten. Die Händler streichen hier mit derselben Begeisterung ihre Ware heraus wie ihre Kollegen in Europa. Man sieht auch schön aufgezäumte Kamele, Esel und Maultiere, und die bunte Tracht der Männer erhöht noch die Farbenpracht des Ganzen.

Wir gelangten nach Kiriath Sefer (Die Schulstadt), einem grossen noch nicht ganz fertigen, auf einem Hügel gelegenen Schulgebäude, das von Zionisten errichtet worden ist, um jüdische Waisen, deren Eltern bei den



Waisen von Kiriath Sefer

Judenhetzen in Russland umgekommen sind, in Land- und Gartenwirtschaft auszubilden. Diese Schule verfügt nicht über genügende Mittel, und es fehlt leider an einem Ausschuss, der eine derartige Anstalt beaufsichtigen könnte.

In der Nähe der Schule befindet sich eine von einem jüdischen Ingenieur erbaute Fabrik, wo ausgepresste Oliven, die früher als Viehfutter verwendet wurden, noch einmal ausgepresst werden. Das auf diese Weise gewonnene Öl wird bei der Seifenfabrikation gebraucht, und der von den Olivenschalen verbleibende Rest kann noch als Brennmaterial benutzt werden.

Wir kamen weiter an Äckern vorbei, die nicht sehr fruchtbar sein sollen; aber ich sah selbst ein Grundstück, nach dem man von anderswo Sand bringen musste, weil der Boden zu schwer war für das, was man darauf anpflanzen wollte.

Nachmittags erreichten wir die Kolonie Rischon, eine der schönsten, wirklich wundervoll angelegten jüdischen Kolonien. Das Hauptprodukt von Rischon ist der Wein, der in den ungeheuren Weinkellern lagert, die auf Kosten des Barons Edmond de Rothschild ganz den Forderungen der Neuzeit gemäss eingerichtet wurden. In den letzten Jahren werden in dieser Kolonie auch viel Orangen und Mandeln angebaut.

Von Rischon ging die Reise nach der Kolonie Wadi Chanin, wo von einzelnen Kolonisten Bienenzucht

betrieben wird. Wenn auch Palästina heutzutage nicht mehr das Land ist, in dem Milch fliesst, so hat doch der Honig seinen guten Ruf zu wahren gewusst. Am Frühstückstisch wird man reichlich damit bewirtet, und die Zivilisation ist noch nicht so weit fortgeschritten, dass man Fälschungen zu befürchten brauchte.

In der Nähe liegt die Kolonie Katra, in der hauptsächlich Trauben angebaut werden, aus denen ein sehr guter Cognac gebrannt wird; weiter die Kolonie Ekron, wo vor allem Ackerbau und Obstbaumzucht getrieben werden. Alle diese Kolonien in Judäa liegen nahe beisammen, und man kann hier von einem fast geschlossenen jüdischen Lande sprechen.

Die letzte dieser Kolonien, die ich besuchte, war Rechoboth, eine Kolonie, die von Anfang an keinerlei Unterstützung gebraucht hat. Es gibt dort schöne Kulturen von Ölbäumen, die gewöhnlich zehn Meter aus einander gepflanzt werden. In den ersten Jahren, solange die Bäume jung sind, können dazwischen andere Gewächse angebaut werden. Ich habe in Judaä gesehen, dass der Boden im allgemeinen fruchtbar genug ist, wenn nur für genügende Bewässerung gesorgt wird. Um diese zu ermöglichen, kann man fast überall Brunnen graben und Reservoirs anlegen. Der Regenfall ist im Winter sehr bedeutend, was ich mehr, als mir lieb war, zu beobachten Gelegenheit hatte. Von Rechoboth kehrte ich wieder nach Jaffa zurück, um mich vor meiner Abreise nach Jerusalem über die Ge-

schäfte der Anglo-Palestine Company zu unterrichten.

Die Anglo-Palestine Company, oder die A. P. C., wie sie der Kürze halber genannt wird, ist ein Bankinstitut, das 1903 mit Hilfe des Jewish Colonial Trust" errichtet wurde, und das ganz geschäftsmässig verwaltet wird. Man beabsichtigt, mittels zweckmässiger Kreditgewährung an jüdische Landwirte, Gewerbetreibende und Kaufleute die Interessen der Juden in Palästina zu fördern und so ihren Einfluss zu vergrössern. Das Hauptbureau für Palästina befindet sich in Jaffa; in Jerusalem, Beirut und Hebron existieren Filialen. Während der kurzen Zeit ihres Bestehens hat die Bank unter der kundigen Führung des Direktors Levontin schon viel dazu beigetragen, das Ansehen der jüdischen Bevölkerung in Palästina zu heben. Europäische Ansichten über Bankgeschäfte und Kreditwesen wurden soweit als möglich orientalischen Verhältnissen angepasst. So wurden u. a. in verschiedenen jüdischen Kolonien Spar- und Leihkassen organisiert, durch die den Kolonisten zur Erntezeit unter wohlfeilen Bedingungen bei der A. P. C. Vorschüsse gewährt werden können, wahrend sie früher für solche Vorschüsse bei arabischen Wucherern oft 30% Zinsen und noch mehr bezahlen mussten.

Ich hatte Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, dass die A. P. C. nicht nur bei der jüdischen Bevölkerung, sondern auch bei den Mohammedanern und Christen allgemeines Vertrauen geniesst. Und ich konnte Jaffa mit

dem erfreulichen Gedanken verlassen, dass dieses Institut, das von zionistischen Geldern errichtet worden ist, ganz besonders wirksame Arbeit in Palästina geleistet hat.

Und jetzt nach Jerusalem!

Die Eisenbahn von Jaffa nach Jerusalem ist als Lokalbahn angelegt. Der Zug braucht für eine Entfernung von 87 Kilometern ungefähr $3^1/_2$ Stunden. Es giebt jedoch einen kürzeren Weg für Pferde und Fuhrwerk, und in diesem Lande, wo alles noch an frühere Zeiten erinnert, konkurriert der Postwagen noch sehr erfolgreich mit der Eisenbahn.

Nach der Abreise aus Jaffa fährt man längere Zeit an den ziemlich gut gepflegt aussehenden Äckern, zwischen Ölbaumwäldern und Gemüsegärten, an Lydda und Ramleh vorbei, und gelangt dann in die Nähe des Gebirges, wo der Boden schon weniger kultiviert ist. Der Zug hält an der Station Deir Abân in der Nähe des alten Zoreah, dem Schauplatz von Simsons Heldentaten. Unsere Ahnen hatten dort in ihren Kriegen mit den in der Ebene wohnenden Philistern gewiss eine bevorzugte Stellung, denn nachdem sie ihre Feinde im offenen Felde überfallen hatten, konnten sie sich leicht in ihre Verstecke in den Bergen Judäas zurückziehen.

Die Gegend fängt jetzt an wüst zu werden; man sieht ungeheure Felsen und Höhlen, von deren Ausdehnung fabelhafte Geschichten erzählt werden. Weiter hinauf,

fast auf dem ganzen Weg nach Jerusalem sind die Bergabhänge terrassenförmig angelegt, was deutlich auf eine frühere Kultur hinweist. Teilweise ist die Erde durch den Regen weggespült, aber es kann keine erheblichen Schwierigkeiten bieten, hier wieder Reben zu pflanzen, wie sie wahrscheinlich auch in alten Zeiten diese Abhänge bedeckt haben. Jetzt wächst hier fast nichts, aber sobald wir in die Nähe Jerusalems kommen, sehen wir wieder Ölbäume und hier und da Gemüsegärten.

Jetzt erreichen wir den Bahnhof, aber von der Stadt selbst sehen wir vorläufig nur die freundlich aussehenden Häuser der deutschen Kolonie. Der Weg nach dem Jerusalem-Hotel liegt ausserhalb der Stadtmauern, aber ich konnte doch schon die herrliche Lage Jerusalems, der Stadt auf den Hügeln, bewundern, ein Anblick, der allein schon genügt, das Entzücken des Beschauers zu wecken.

Es war Freitag Nachmittag, und nach Sonnenuntergang brach der Sabbath an. Ich eilte deshalb nach der Klagemauer, einem Überrest der alten Tempelmauer, wo die Juden jeden Tag ihre Gebete verrichten. Besonders am Freitag-Abend versammeln sich dort viele, zu Ehren des Sabbaths in Festgewänder gekleidet. Ein eigentümliches Gefühl bemächtigt sich unserer, wenn wir diese Hunderte von Juden, unter denen auch Frauen und Kinder sind, mit lautem Jammergeschrei und lebhaften Geberden beten sehen. Es scheint mir, dass hier nicht

von einer Komödie die Rede sein kann, die den Fremden imponieren soll, aber ich kann doch auch nicht glauben,



Mauer des Tempelplatzes mit Goldenem Tor

dass diejenigen, die dahin kommen, nur noch über den Untergang des Tempels trauern. Eignes Unglück ist wohl die Hauptquelle des Schmerzes derjenigen, die sich dort versammeln. In einer seltsamen Umgebung beten sie dort aus tiefster Seele, und sie scheinen auf ein Wunder zu warten, das Jerusalem plötzlich wieder zur alten Herrlichkeit erwecken möchte. . . .

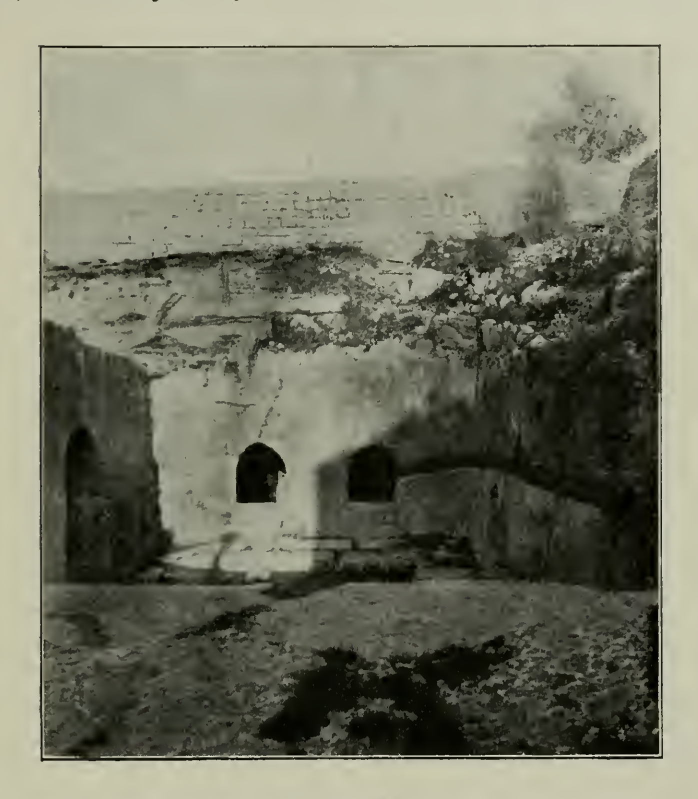
Auf dem Rücken eines Esels sitzend, habe ich einen grossen Teil des alten Jerusalems gesehen. Von dem Zionstor aus ritten wir an den alten Mauern entlang

durch das Hinnom- und das Kidrontal, die in das Tal Josaphat münden. Hier ist der Hiobsbrunnen, von welchem man das Wasser in Säcken aus Ziegenhäuten nach Jerusalem bringt. Weiter sehen wir die Gräber Absaloms und Zacharias, und den Garten von Gethsemane. Über uns sehen wir die Mauern des alten Tempelhofes, wo jetzt die Omar-Moschee steht und das Goldene Tor, das vielleicht früher teilweise vergoldet gewesen, jetzt aber ganz zugemauert ist. Nach einem alten Volksglauben wird einst dieses Tor sich mit donnerndem Getöse öffnen, und der Messias wird durch das Goldene Tor in Jerusalem einziehen.

Am Damaskus-Tor nahm ich Abschied von meinem Begleiter und von meinem schönen starken Esel, einem würdigen Vertreter der syrischen Eselrasse, der seiner Würde gemäss mit orientalischer Pracht aufgezäumt war.

Den Besucher, der in Jerusalem vergangener Zeiten gedenkt, wird dort vieles enttäuschen. Auf dem grossen Tempelplatz, wo ehemals der Tempel stand, sind jetzt die mohammedanischen Heiligtümer, die Aksa-Moschee und die Moschee Omars. Im Innern befindet sich der Felsen, auf dem Abraham seinen Sohn Isaak opfern wollte, und unter dem Tempelplatz sind die grossen Gewölbe, die man die Ställe Salomos nennt. Ferner findet man in und um Jerusalem alle die Stätten, die Jerusalem das Gepräge einer „heiligen Stadt" geben, und wenn ich alle diese Stätten hier und weiter in Palästina nicht eingehender bespre-

che, so unterlasse ich das gewiss nicht aus Mangel an Interesse, denn für jeden Juden istdas biblische Palästina Natio-



Gräber der Könige

naleigentum. Aber über dieses biblische Palästina haben andere, die dazu berufener waren als ich, schon soviel mitgeteilt, dass ich dieses Gebiet nicht zu betreten wage.

Indessen kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, dass Jerusalems Heiligkeit auch die Ursache von Jeru-

salems Ruin ist. Die heiligen Stätten werden als Erwerbsquellen ausgebeutet, die Liebe zum heiligen Lande ist ein Spekulationsartikel geworden; man treibt dort Handel in Reliquien und in Kirchengeräten; und die Geistlichkeit vermengt gar oft Religion, Handel und Politik. Ich lernte hier Herzls Urteil verstehen, der gesagt hat, dass, wenn man Jerusalem wieder aufbauen wolle, man damit anfangen müsse, es gänzlich niederzubrennen.

Die Gegend um Jerusalem sieht man am besten vom Ölberg aus, dessen Abhänge, früher mit Ölbaumwäldern bedeckt, jetzt fast ganz kahl sind. Auf der einen Seite sieht man die Stadt mit den Tälern und Bergen ringsum, auf der andern Seite das Tote Meer mit dem Moabgebirge im Hintergrund; wir sehen auch den Weg nach Jericho und das immergrüne Jordantal. Das alles scheint sich in unserer unmittelbaren Nähe zu befinden, und doch ist das Moabgebirge mehr als eine Tagereise von Jerusalem entfernt. Ausser den vielen Kirchen und Klöstern steht auf dem Ölberg auch noch eine Kapelle mit dem Grabmal einer französischen Prinzessin. Aber Klöster, Kirchen, Moscheen und Grabmäler, — alles verblasst und verschwindet gegen eine so grossartige Umgebung wie diese.

Die Reise geht jetzt von Jerusalem nach Jericho; wir kommen an Bethanien vorbei, das uns aus dem Neuen Testamente bekannt ist, und halten einige Stun-

den Rast in einer arabischen Chan (Herberge). Man meint, dass hier die Stelle sei, wo nach der Parabel der unglückliche, von Räubern ausgeplünderte Mann von dem barmherzigen Samariter gepflegt und gelabt wurde.

Wir ziehen durch eine wilde Berglandschaft weiter und steigen in einer wundervollen Schlucht nach Jericho hinunter, das in einem ausserordentlich fruchtbaren Tal mit subtropischem Pflanzenwuchs fast 300 Meter unter dem Meeresspiegel liegt. Das alte Jericho soll viel ausgedehnter gewesen sein als das heutige; erst kürzlich hat man dort mit gutem Erfolg Ausgrabungen veranstaltet und Gegenstände gefunden, von denen einige aus vorjüdischer Zeit stammen sollen.

Am nächsten Morgen ging es nach dem Toten Meer, das bei dem schlechten Wetter sehr stürmisch war. Der Strand war mit vielen kleinen Steinen bedeckt, worunter viel Asphalt. Am Ufer lag ein Schiffchen, das schönen dickkörnigen Weizen von El Kerak (Moab) gebracht hatte.

Den Eindruck einer von Gott und Menschen verlassenen Gegend, wie die Umgebung des Toten Meeres manchmal geschildert wird, hatte ich hier nicht. Der mit dem Salz vermischte Sand, bildet eine harte Masse. Man reitet zwischen 20 bis 30 Meter hohen Hügeln von seltsamen Formen. Das Ganze macht den Eindruck, als ob das Land der Boden eines früheren Meeres sei. Wir begegnen zahlreichen Herden und kommen an Gärten mit üppigem Pflanzenwuchs vorbei, die auch

hier wieder den Beweis liefern, dass da, wo genügende Bewässerung erfolgt, das Land recht fruchtbar ist. Es gibt Reisende, die von Palästina nicht viel mehr als Jerusalem gesehen haben, und die dann in ihrer Heimat erzählen, dass Palästina ein ödes, unfruchtbares Land sei. Was den Landstrich anlangt, den sie gesehen haben, ist das auch teilweise wahr; aber selbst dort könnte durch Bewässerung viel verbessert werden.

Wir gelangten an den Jordan, aber da der Regen den Boden durchweicht hatte, konnten wir nur mit Mühe das Ufer erreichen; hier und da liefen wir Gefahr, in dem Sumpf zu versinken. Der Fluss ist nicht breit, hat aber starkes Gefälle, und das Wasser strömt sehr schnell nach dem Toten Meer, dessen Spiegel über 430 Meter unter dem des Mittelländischen Meeres liegt.

An der Brücke wird das Lager aufgeschlagen. Wir sind unser vier und verfügen über zwei Schlafzelte. Ausserdem ist noch ein Zelt da, in dem wir die Mahlzeiten einnehmen, und eins, das als Küche eingerichtet ist. Um uns her im Freien lagern sich die Tiere mit unseren Bedienten und Wächtern; zusammen zählt unsere Gesellschaft 10 Personen und 12 Tiere. Besonders für die Pferde wird gut gesorgt. Es werden zwei Seile parallel auf dem Boden ausgespannt, vom vordersten aus werden zwei Stricke an dem Halfter des Pferdes festgemacht, und mit einem der hinteren Hufe werden die Tiere an das hintere Seil gebunden, sodass sie sich

wohl gut bewegen, aber doch nicht von der Stelle entfernen können. Mit den Maultieren werden weniger Umstände gemacht.

Von meinem Zelte weht die niederländische Fahne; dafür hat Herr Konsul Benzinger gesorgt, der durch sein Reisebureau diesen Ausflug veranstaltete. Die Feuer werden angezündet, und im Abenddunkel ist mir zu Mute, als wäre ich in ein Märchen aus Tausend und Eine Nacht versetzt. Meine Reisegefährten verstehen Arabisch; sie erzählen mir, dass die Bedienten mich bedauern: „Armer Kerl, er versteht kein Arabisch." Man wird auch wohl einmal wegen dieses Mangels an Sprachkenntnis, weniger höflich, mit einem Esel verglichen; so natürlich finden sie es, dass jeder Mensch Arabisch verstehen muss. Es ist gerade Purim, der Tag des Festes von Esther und Mordechai. Mit der Erzählung von allerlei Geschichten wird der Abend zugebracht, und wir machen grosse Ausflüge in die biblische Geschichte. Vielleicht sind wir hier nicht weit von der Stelle, wo Jakob seinem Bruder Esau wieder begegnete, als er ihm mit vierhundert Mann entgegenzog. Ganz in unsrer Nähe ist ein arabisches Lager; unsre Ahnen mögen wohl so ausgesehen haben wie diese Araber mit den schönen semitischen Gesichtstypen. Und unter den Frauen, die man auf dem Lande besser als in den Städten beobachten kann, giebt es wahre Schönheiten. Was für eine herrliche, stolze Haltung! Es heisst zwar,

dass sie hier im Orient von den Männern nicht als ihresgleichen betrachtet werden; das scheint jedoch ihr Selbstgefühl durchaus nicht zu beeinträchtigen.



Unser Führer in dem Lande Moab.

Am nächsten Morgen wird das Lager abgebrochen, und wir reiten fast einen halben Tag durch das breite Jordantal, den Schauplatz von Davids Kriegstaten gegen die Moabiter und andre benachbarte Völker. Hier und überall da, wo es Wasser gibt, wird der Boden kultiviert. Wie viel mehr würde er jedoch produzieren können, wenn nicht jeden Tag so grosse Wassermengen unbenutzt durch den Jordan in das Tote Meer wegströmten.

Nachdem wir die Ebene verlassen haben, reiten wir ostwärts durch das Gebirge, das einen grossen Reichtum an vielfarbigem Gestein in prächtiger Verschiedenheit darbietet, und von dem ich, wenn es nur nicht so schwer

gewesen wäre, gern einige Proben mitgenommen hätte.

Wir gelangten an eine klare, frische Quelle, Mosesbrunnen genannt, und bestiegen den Berg Nebo, von dem aus wir das Tote Meer wieder sahen, das jetzt einem grossen blauen See glich. Wir konnten das ganze Jordantal übersehen und nach Westen hin das ganze Land bis an das Gebirge von Galiläa und an den Libanon. Dank der klaren, reinen Luft konnte man alles trotz der grossen Entfernungen deutlich unterscheiden. Hier vom Berge Nebo aus durfte auch Moses das Land der Verheissung überschauen, aber er selbst sollte es nie betreten. Wie tragisch war sein Schicksal, und welche Grösse noch im Sterben. Ist es doch, als ob er vorhergesehen hätte, wie in späteren Jahrhunderten wegen der heiligen Stätten Blut vergossen werden würde. Wie würde man erst um sein Grab gestritten haben. Doch „niemand hat sein Grab erfahren bis auf diesen heutigen Tag."

Vom Berge Nebo ritten wir über „das Gefilde Moabs" nach Madeba, wo wir gegen Abend ankamen und wieder unser Lager aufschlugen. Diesmal war die Witterung uns weniger günstig als in der vorigen Nacht, denn ein gewaltiger Sturm erhob sich, und der Regen fiel in Strömen. In unsren Betten fühlten wir uns wie auf dem Verdeck eines Schiffes. Das Segeltuch des Zeltes schlug hin und her, und das Wasser rieselte von allen Seiten hinein.

Sogar die treue Fürsorge meines Dieners Anton van den Assem, der die Seile unsres Schlafzeltes so gut wie möglich befestigte, konnte nur auf kurze Zeit helfen; auf die Dauer konnte diesem Sturm nichts mehr standhalten. Der Boden war völlig durchweicht, und die Pflöcke, an denen die Seile am Boden befestigt waren, hielten nicht mehr. Ein Zelt nach dem andern wurde zu Boden gerissen. Anton lag triefend im Bette; ich war glücklicher und konnte mich noch trocken ankleiden. Doch bei allem Missgeschick waren wir noch stolz darauf, dass die niederländische Fahne am längsten standhielt. Die Tiere wurden so gut als möglich irgendwo anders untergebracht, und wir selbst mussten mitten in der Nacht in die Wohnung eines alten Scheichs fliehen, wo man uns gastlich aufnahm. Diese Wohnung bestand hauptsächlich aus einem grossen Gemach, an dessen Wänden Bänke entlang liefen, die mit Kissen belegt waren. Mit dem Schlafen war es natürlich nichts mehr; aber es wurde ein Holzkohlenfeuer angezündet, an dem wir uns trocknen konnten, während wir ausserdem noch mit Tee bewirtet wurden.

Es war nun unmöglich, dass wir am nächsten Tage weiter reisen konnten; aber in der Wohnung zu bleiben ging auch nicht an. Unser Scheich hatte offenbar eine grosse Familie, die uns für diese Nacht ihre Schlafstätten abgetreten hatte. Schliesslich fanden wir für den Tag und die nächste Nacht ein Unterkommen in einem

katholischen Kloster, wo ein freundlicher Geistlicher uns den unfreiwilligen Aufenthalt so angenehm wie möglich machte.

Wir hatten unsre Reise bis nach El Kerak fortsetzen wollen, aber unsre Ausrüstung konnte infolge des anhaltenden schlechten Wetters nicht genügend trocknen, und wir beschlossen daher, am folgenden Tage nach Jericho zurückzukehren. Mir tat das sehr leid; denn ich hätte sehr gern mehr von dem Lande Moab gesehen, das sehr fruchtbar sein soll und guten Weizen und schöne Gerste hervorbringt. Die einzige Merkwürdigkeit von Madeba selber besteht in einigen alten Mosaikböden, von denen einer eine Karte von Palästina darstellt. Die Einwohner sind zum grössten Teil griechisch-katholische Christen.

Bei ziemlich gutem Wetter verliessen wir morgens Madeba. Aber der Monat März in Palästina sieht dem April in Holland sehr ähnlich, was wir alsbald erfahren sollten. Regen, Hagel und Gewitter wechselten den ganzen Tag mit Sonnenschein ab. Zuerst setzten wir unsre Reise durch das Gebirge fort, wo wir an mehreren Stellen Trümmer von alten Tempeln sahen. Darauf ging es wieder in die Ebene hinunter, wo Blumen und Vögel der Landschaft Farbe und Reiz verliehen. Auch Störche gab es hier, die besonders zahlreich in Syrien vorkommen; öfters habe ich auf meiner weiteren Reise grosse Schwärme von diesen Vögeln gesehen.

Auf den glitschigen, schlammigen Wegen konnten unsere Pferde nur mühsam, Schritt für Schritt, weiterkommen. Gegend Abend kamen wir wieder in Jericho an, und am nächsten Tage zogen wir nach Jerusalem zurück, wo das Wetter in den letzten Tagen auch besonders schlecht gewesen war. Es hatte sogar geschneit, was in Jerusalem eine grosse Seltenheit ist; und es war eine so schneidende Kälte eingetreten, dass zwei russische Pilgerinnen auf dem Wege nach Jericho vor Elend umgekommen waren. Diese armen Pilger sind oft tagelang ohne gehörige Nahrung und Unterkommen unterwegs.

Von Jerusalem aus besuchte ich Bethlehem; auf dem Wege dorthin kamen wir an einem unscheinbaren Denkmal vorbei, das die Gestalt eines kleinen Tempels hat und inmitten eines arabischen Friedhofs liegt — es ist das Grab Rahels. Bethlehem zählt gut 8000 Einwohner, fast lauter Christen, die Nachkommen der Kreuzfahrer sein sollen. Für diese Annahme spricht der Umstand dass ihr Typus von dem in Palästina gewöhnlich vorkommenden verschieden ist. Die Frauen sind sehr schön und ihre eigentümliche, farbige Kleidertracht verdient gewiss eine nähere Beschreibung. Über das dunkelblau- und rotgestreifte Leinenhemd tragen sie eine rotwollene, reich mit Stickerei verzierte Jacke, ferner eine cylinderähnliche Kopfbedeckung, die je nach

dem Vermögen der Trägerin mit Silber- und Goldmünzen geschmückt ist und von einer silbernen, um das Gesicht schliessenden Kette festgehalten wird. Ausserdem tragen



Platz in Bethlehem

sie, wie alle orientalischen Frauen, ein Tuch, das Kopf und Schultern bedeckt. Besonders in diesen Tüchern wird eine grosse Verschiedenheit gepflegt, und man findet bisweilen darunter sehr kostbare. Die Schmuck-

sachen der Frauen dürfen von einem Gläubiger nicht mit Beschlag belegt werden, sodass es vorkommen kann, dass der Gatte tief in Schulden steckt, während die Frau viele goldene Münzen an ihrer Kette trägt.

Die Umgebung Bethlehems ist sehr fruchtbar, der Boden genügend bearbeitet und hauptsächlich mit Ölbäumen bepflanzt. Nicht weit von Bethlehem liegen die Teiche Salomos. Hier sieht man Brunnengebäude, in denen mehrere starke Quellen zusammenströmen, deren Wasser zum Teil, und zwar auf sehr primitive Art, nach Jerusalem geleitet wird.

In der Nähe der Quellen befinden sich vier oder fünf riesige Reservoirs, die zum grössten Teil verfallen sind. Man erzählt von ihnen, dass sie unter Salomos Regierung angelegt worden seien. Wahrscheinlich lagen die Landsitze Salomos in dieser Gegend, und seine tausend Frauen hatten sicher reichlich Gelegenheit zum Baden. Auch Herodes hatte später hier seine Paläste und Gärten, die von den Quellen aus bewässert wurden. Und dann sieht man jetzt noch die Trümmer eines Baues, der von den Kreuzfahrern, die überall die günstig gelegenen Stellen ausfindig zu machen wussten, hier errichtet worden ist.

Das Wasser strömt zum grössten Teil durch unterirdische Kanäle unbenutzt weg. Mit verhältnismässig wenig Mühe könnte man das ganze Tal, das sich von hier bis an das Tote Meer ausdehnt, produktiv machen.

Es eignet sich vorzüglich zur Garten- und Obstkultur.

Der Weg führt über das Gebirge, in dem hie und da alte Felsengräber liegen, nach *Hebron* in eine wasserreiche und besonders fruchtbare Gegend. Hebron



Moschee über den Gräbern der Erzväter

ist ein echt orientalisches Städtchen, das abseits von der gewöhnlichen Touristenroute liegt. Hier ist die Höhle Machpela, die Abraham von Efron, dem Hethiten, als letzte Ruhestätte für sein Weib Sarah kaufte; Abraham, Isaak und Jakob liegen hier gleichfalls begraben. Jetzt erhebt sich hier eine von hohen Mauern umgebene

Moschee, zu der nur Mohammedaner Zutritt haben; aber auch diesen ist das Grab der Erzväter heilig, und niemand wagt deshalb, hinunter zu steigen. In Hebron wohnen noch ungefähr tausend Juden, zum grössten Teil Kaufleute und Winzer. Von Hebron aus wird hauptsächlich Getreide, Wolle und Rosinen nach dem Auslande exportiert. Eine Merkwürdigkeit sind hier die vielen Glasfabriken, in denen zumeist farbige Ringe, Armbänder und sogar Knöchelbänder als Schmuck für die Frauen fabriziert werden.

Die türkischen Behörden, die ich gelegentlich besuchte, waren immer sehr zuvorkommend. Bei diesen Besuchen konnte ich die Wahrnehmung machen, wieviel mehr Ausdruck die Orientalen ihrem Gruss zu geben verstehen als wir Abendländer. Statt des wenig sagenden Hutabnehmens haben sie die Gewohnheit, mit einer verbindlichen Armbewegung die Hand an Brust, Mund und Stirne zu führen, was bedeuten soll: „Mein Herz, mein Wort, mein Gedanke ist für dich.“ Aber um diese Höflichkeitsbezeugungen ist es hier nicht anders als bei uns bestellt. Es sind schliesslich nichts mehr als Äusserlichkeiten, die weiter keinen Wert haben.

Westlich von Hebron am Meere liegt *Gaza*, in der Nähe der ägyptischen Grenze. Das Klima ist hier gut, und vom reichen Hinterlande aus wird viel Getreide hauptsächlich nach England ausgeführt.

Nachdem wir von Hebron nach Jerusalem zurückge-

kehrt waren, setzten wir am nächsten Morgen die Reise in nördlicher Richtung nach *Nabulus*, dem alten *Sichem*, fort. Wir ritten noch einmal am Ölberg entlang, an vielen alten Felsengräbern vorbei, und unser Weg führte uns weiter durch fruchtbare Täler zwischen ausgedehnten Ölbaumwäldern hindurch.



Strasse in Hebron

Nabulus liegt in einer fruchtbaren Gegend, die herrlichen Weizen produziert. Es giebt dort auch viel Obstbaumzucht; besonders Aprikosen gedeihen gut. Ausser Weizen wird Seife und Olivenöl von hier aus exportiert. In der Nähe von Nabulus liegt der Jakobsbrunnen, den Jakob für seine Tiere gegraben hat. Vater Jakob wusste wohl, was er tat, als er sich dieses fruchtbare, geschützte Fleckchen Erde zum Wohnort wählte.

In Nabulus leben jetzt etwa hundert Juden, die zur Samaritersekte gehören. Sie machten einen traurigen Eindruck auf mich und erinnerten mich an andre zu Grunde gehende Stämme. Sie heiraten unter einander und werden vermutlich in nicht allzulanger Zeit gänzlich aussterben.

Nabulus ist eine blühende Stadt und reichlich mit Wasser versehen, das man überall unter den Strassen rauschen hört. Die grossen Häuser sehen wohlgepflegt aus, und man ist hier nicht so exklusiv wie in Hebron. Zu der Moschee mit den Gräbern von Jakobs Söhnen haben auch Fremde Zutritt. Nicht weit von Nabulus wird eine Stelle gezeigt, wo Joseph von seinen Brüdern verkauft worden sein soll.

Die vielen bei Nabulus entspringenden Quellen bilden zusammen einen Strom, der auf seinem Wege nach dem Meere eine Reihe von Mühlen treibt. Dem Fluss folgend, der sich durch Obstgärten und Ölbaumwälder schlängelt, setzte ich die Reise bis nach *Samaria* fort, der alten Hauptstadt Mittelpalästinas. Jetzt ist es ein unansehnliches Dorf, inmitten von Ruinen, die von vergangner Grösse zeugen. Welche Zerstörung! Überall sieht man ungeheure, zu Boden gestürzte Säulen, zehn, zwanzig und mehr beisammen; manche erheben sich schräg aus dem Boden, einige stehen noch aufrecht, aber alles ist durcheinander gewürfelt: solch eine Zerstörung kann nur ein Erdbeben angerichtet haben. Hier

in dieser Gegend war auch der Tempel des Herodes, und vielleicht bin ich sogar darüber hinweggeritten. Man hat Grund zu der Vermutung, dass der Boden hier noch vieles für uns verborgen hält.

In der Nähe von Samaria ist das Grab Johannis des Täufers in einem aus dem Mittelalter stammenden Kloster, das jetzt in eine Moschee verwandelt ist, in der ich mohammedanische Kinder antraf, denen das arabische Alphabet beigebracht wurde.

Von Samaria ging die Reise weiter nach Jenîn, fast ausschliesslich zu Pferde. Um die Mittagszeit hielten wir immer ein paar Stunden Rast, und die mitgenommenen arabischen Brote mit Oliven und anderen Zutaten mundeten uns besser als das feinste Diner in Shepheards Hotel in Cairo. Die arabischen Brote haben der Form nach einige Ähnlichkeit mit Elefantenohren. Sie sind weich und zäh, und schmecken am besten, wenn man abgerissene Stücke davon zusammenrollt und in Olivenöl taucht.

Wir mussten immer der Pferde wegen eine Stelle wählen, wo es Wasser gab, und die anziehendsten Stellen waren für uns immer die Brunnen in der Nähe eines Dorfes. Dahin kommen die Frauen und Mädchen mit Krügen auf dem Kopfe, Wasser zu holen, wie einst Rebekka für Abrahams Knechte. In ganz Palästina bot sich mir kein Anblick so malerisch wie dieser. Einmal sah ich eine Braut, die als Verlobte kenntlich war an

dem vielen Schmuck, den sie trug. Es schien mir fast eine Entweihung, sie zu photographieren; als ich es dennoch tun wollte, eilte sie fort.

Auf dem Wege nach Jenîn kam mein Regenmantel mir wieder ausgezeichnet zu statten. Die Regenzeit war dieses Jahr spät eingetreten, und wir bekamen reichlich unser Teil. Die Gegend war hier und da in einen See umgewandelt, den unsere Pferde fast bis an den Bauch durchwaten mussten.

Wenn dieses Wasser in Reservoirs geleitet würde, könnte der Boden gut kultiviert werden; so aber bleiben Boden wie Wasser unbenutzt, und die Pfützen und Sümpfe erzeugen böses Fieber in der Umgebung.

Wir übernachteten in Jenîn, einem kleinen unbedeutenden Ort und machten uns am nächsten Morgen schon sehr früh auf den Weg, weil wir noch vor dem Sabbath in der jüdischen Kolonie *Sichron Jakob* sein wollten. Erst zogen wir durch die Ebene von Jezreel, auch Esdralon genannt, eine der fruchtbarsten Gegenden Palästinas. Der herrliche Duft der blühenden grossen Bohnen erinnerte mich an unsern Gemüsegarten daheim. Ich habe hier grosse Mengen dieser Bohnen gesehen, die einen bedeutenden Exportartikel nach Ägypten darstellen.

Fast die ganze Ebene von Jezreel gehört zwei arabibischen Christen in Beirut. Diese Araber haben seinerzeit den früheren Eigentümern, einfachen Fellachen, gegen hohe Zinsen Vorschüsse gegeben, und als diese

die Vorschüsse nicht zurückzahlen konnten, wurden sie gezwungen, den Boden zu geringem Preise an ihre Gläubiger zu verkaufen. Die Ebene von Jezreel ist hier und da sumpfig, sodass es sich nicht empfiehlt, dort zu wohnen; aber das überflüssige Wasser wäre leicht in die nahen Flüsschen abzuleiten.

Wir wandten uns jetzt nach Westen und ritten durch das Gebirge, wo die Wege wieder so schlecht waren, dass der Bach nicht vom Wege zu unterscheiden war und die Pferde bis an die Knie im Schlamm wateten. Es giebt hier mehrere Quellen, deren Wasser nicht ganz kalt ist, was vermuten lässt, dass sie tief aus dem Boden hervorsprudeln. Die Gegend ist wie ganz Palästina nur spärlich bevölkert; die Menschen, denen man begegnet, sind hier zum grössten Teil Beduinen. Von weitem sind Männer und Frauen kaum zu unterscheiden. Wenn es aussieht, als ob ein Mensch in Röcken daherkommt, so kann man gewiss sein, dass es ein Mann ist, und umgekehrt, wenn man in der Ferne einen Menschen in Hosen erblickt, stellt sich nachher heraus, dass es eine Frau ist. Es sind eigentlich keine Röcke, die die Männer tragen, aber ihre losen Hemden und Mäntel sehen von weitem so aus. Dagegen tragen die Frauen in der Tat weite Hosen, die oberhalb der Knöchel befestigt werden. Es ist eine schöne Tracht, und es liegt durchaus nichts Anstössiges darin. Sie ist sehr bequem bei der schweren Arbeit, welche die Frauen oft verrichten, z.B. als Wege-

arbeiterinnen oder Holzhackerinnen. Ich sah sie oben in den Bäumen sitzen und tüchtig das Beil handhaben. Meistens sind die Frauen sehr schön, und es ist schade, dass sie sich um Mund und Augen herum tätowieren.

Wir kamen an die besonders fruchtbare jüdische Kolonie *Chedera*, die aber leider von Sümpfen umge-



Kreuzfahrer-Ruine

ben ist. Wer nur einigermassen in der Lage ist, im Sommer anderswohin zu ziehen, tut es. Ganze Familien sind in früheren Zeiten durch das Fieber dahingerafft worden. Die gesundheitlichen Verhältnisse sind heutzutage wohl besser, aber doch noch lange nicht gut. Durch Anpflanzung von Eukalyptusbäumen kann man

dem Übel zwar einigermassen steuern, aber um gänzliche Abhilfe zu schaffen, ist eine zweckmässige Drainage erforderlich. Die Kolonie ist wundervöll angelegt. Ein verhältnismässig kleines Grundstück von verschiedenartiger Bodenbeschaffenheit bringt vielerlei Produkte hervor und zwar von ausgezeichneter Qualität.

Wegen der nahen Sümpfe wollte ich hier nicht übernachten sondern lieber versuchen, Sichron Jakob zu erreichen. Den Weg dahin machte ich in Begleitung eines guten Führers, aber teilweise bereits im tiefsten Dunkel. Es blieb mir nichts andres übrig als dem einzigen, was mir sichtbar war, unmittelbar zu folgen, nämlich dem hinteren Teil des Schimmels, den mein Führer ritt. Wir mussten den Krokodilfluss durchwaten, glücklicherweise ohne Krokodilen zu begegnen, die, wie es scheint, hier nicht mehr vorkommen. Von der in Palästina heimischen Fauna hatte ich bis jetzt nicht viel zu sehen bekommen. Wohl hatte ich schon mehrere Male nachts Schakale heulen hören, aber näher herangekommen waren sie noch nicht. Auch jetzt hörten wir ab und zu das Gewinsel dieser Tiere, die bekanntlich nie Menschen angreifen. Spät am Abend erreichten wir *Sichron Jakob*, eine der am dichtesten bevölkerten jüdischen Kolonien.

In Sichron wird hauptsächlich Wein produziert, aber in den letzten Jahren wird auch viel Ackerbau getrieben.

Sichron ist auf einem Hügel in der Nähe des Meeres schön gelegen und bietet eine wundervolle Aussicht auf die Gegend ringsum. Der Boden ist sehr fruchtbar, und die gesundheitlichen Verhältnisse sind im allgemeinen gut.

Von Sichron setzte ich die Reise nach Haifa durch eine schöne fruchtbare Gegend fort. Auf den Feldern stand viel wilder Klee, hie und da in solcher Fülle, als ob der Boden damit besät wäre. Hier kommt der Johannisbrotbaum viel vor und gewährt ein ausgezeichnetes Viehfutter. Der Boden enthält viel Kalk und ist wie mit kleinen Steinen besät. Das scheint seine Produktivät aber nicht zu beeinträchtigen, im Gegenteil werden, indem die Steine verwittern, die Phosphate frei, und diese fördern sogar das Wachstum. Unterwegs sah ich auch ausgedehnte Ölbaumwälder. Hier ist das richtige Olivenland, und die hier wachsenden Oliven sind sehr klein und gar nicht wasserhaltig; sie geben ein besonders feines, reines Öl, wie ich hörte, das beste in ganz Syrien.

Wir gelangten nach Athlît, einer am Meere gelegenen, zerfallenen, mittelalterlichen Festung, in der jetzt eine kleine türkische Besatzung liegt. Von den alten Hafendämmen ist fast nichts mehr übriggeblieben, und der Hafen selbst ist ganz versandet. Ein Besuch der Festungswälle, die bis in das Meer hineinragen, ist sehr lohnend. Es ist ein ungelöstes Rätsel, wie man

in alten Zeiten diese ungeheuren Felsblöcke auf einander getürmt hat, und ebensowenig kennt man die Zusammensetzung des Mörtels, der so hart geworden ist, dass überhängende Felsblöcke noch jetzt dadurch festgehalten werden.

Von Athlît ritten wir dem Strande entlang weiter und sahen rechts das Karmelgebirge vor uns und auf dem Meere kleine Segelschiffe. Es wird aus Palästina vielerlei exportiert, was nicht in den Konsularberichten erwähnt wird, z. B. Stroh und Holzkohle. Diese Produkte werden direkt vom Strande aus in kleine Segelschiffe geladen, um nach den griechischen Inseln und sonstwohin transportiert zu werden. Die Holzkohle wird aus Baumwurzeln gebrannt, die in unerschöpflicher Fülle vorhanden sind, gewiss ein Beweis, dass es in früheren Zeiten in Palästina nicht an Wäldern gefehlt hat. Ferner werden noch grosse Mengen Ziegendünger ausgeführt; und so gibt das Land augenblicklich vieles ab, was es selbst sehr gut gebrauchen könnte!

Am Fusse des Karmel angekommen, klettern wir. die Pferde an der Hand führend, den Berg hinauf. Das Gebirge ist hier nicht hoch, und oben haben wir Gelegenheit, uns zu erholen. Unsere Mühe wird reichlich belohnt durch das herrliche Panorama, das sich unsern Blicken darbietet. Unter uns das schöne blaue Meer, auf der anderen Seite die Berge von Galiläa, dazwischen die fruchtbare Ebene von Acre. Und inmitten all dieser

Pracht die Stadt *Haifa*, wo deutsche Kolonisten sich an der günstigsten Stelle angesiedelt haben. Diese Gegend erinnert lebhaft an die französische Riviera. Der Karmel selbst ist ganz bewachsen, da der Boden äusserst fruchtbar und in der Nähe von Haifa überhaupt kein Plätzchen unbenutzt geblieben ist. Die deutschen Kolonisten haben sich hier vor etwa 35 Jahren angesiedelt und wurden dabei von dem Tempelorden unterstützt. Später, als Rothschild die jüdische Kolonisation in die Hand nahm, haben die deutschen Kolonisten, unter denen tüchtige Arbeiter waren, sehr viel Geld mit Lieferungen an die jüdische Kolonie Sichron Jakob verdient, deren Anlage Rothschild gewaltige Kosten verursacht hat.

Die Deutschen wohnen in nach europäischem Muster gebauten Häusern, die mit ihren kleinen an der Vorderseite liegenden Gärten lebhaft an süddeutsche Städtchen erinnern. Die Bewohner haben fast alle ihr Schäfchen im Trocknen, d.h. sie besitzen Weinberge auf dem Karmel. Man kann ruhig sagen, dass die deutsche Kolonie in Haifa ihren Wohlstand zu einem erheblichen Teil indirekt Rothschild verdankt.

Die deutsche Kolonie bewohnt den südlichen Teil des eigentlichen Haifa, das einen ähnlichen Anblick wie Jaffa gewährt; nur ist es für Reisende leichter zu erreichen und durch eine Eisenbahn mit Damaskus verbunden, wodurch Import und Export erheblich zugenommen haben.

Ich konnte in Haifa selbst kein Unterkommen finden, da alle Zimmer von einer grossen amerikanischen Reisegesellschaft in Anspruch genommen waren, aber es bot sich mir ein gutes Logis im Hotel des Herrn Pastor Schneider auf dem Karmel. Der Aufenthalt dort bei dem Pastor und seiner Frau, sehr liebenswürdigen Leuten, war ein überaus ruhiger und erquicklicher, und ich hätte ihn gern noch um einige Tage verlängert. Meine Wirte interessierten sich auch lebhaft für den Zionismus. Der Pastor äusserte die Überzeugung, dass es den Juden beschieden sein werde, einst in den Besitz dieses Landes zu gelangen, worauf ich die Bemerkung machte, dass die Christen in Palästina doch schon vorläufig einen grossen Teil des Landes mit ihren Klöstern und Kolonien in Beschlag genommen hätten, und dass der Herr Pastor selbst ausser seinem Hotel einen nicht unbedeutenden Grundbesitz sein eigen nenne. Der gute Pastor aber erklärte sich sofort bereit, uns seinen Besitz abzutreten, wenn wir ihn und seine Familie als Gäste behalten wollten. Ein ausserordentlich verlockendes Anerbieten, jetzt nur im Scherz gemacht! Aber wird es viele Christen geben, die, wenn die Zeit dazu gekommen sein wird, bereit sein werden, den ihnen gehörenden Boden in Palästina jüdischen Käufern gegen angemessene Vergütung zu übertragen?

Von Haifa aus machte ich einen Ausflug nach St. Jean d'Acre. Dieser Ort ist so oft zerstört worden,

dass abgesehen von einzelnen alten Mauerresten am Hafen und an der Festung nicht mehr viel aus früherer Zeit übrig geblieben ist. Der Ritt dorthin führte über den Strand, an dem ich eine Anzahl grosser Seeschildkröten sah, und dann und wann durch das Meer und durch einige kleine Flüsse, die darein münden.

Acre hat viel von seiner Bedeutung verloren; ehemals wurde von hier aus viel Getreide exportiert, das aus dem Haurân kam, aber seit die Eisenbahn im Betrieb ist, nimmt der grösste Teil der Produkte den Weg über Haifa.

Mein Wirt auf dem Karmel erwartete mich morgens früh mit einem duftenden Veilchenstrauss, und mit den angenehmsten Erinnerungen an Haifa trat ich jetzt die Reise durch Galiläa an.

Über Berge und durch grüne fruchtbare Täler weiterziehend, hatten wir ab und zu einen schönen Ausblick in das Tal, das die Ebenen von Jezreel und Acre mit einander verbindet und kamen endlich in *Nazareth* an.

Auch hier ist der Brunnen wieder der Mittelpunkt des Lebens, wo die Frauen ihr Plauderstündchen halten und die Kinder sich tummeln. Die Bevölkerung von Nazareth besteht vorwiegend aus Christen.

In Galiläa trifft man mehrere Dörfer an, wo sowohl Mohammedaner als Christen wohnen, und sogar in Orten, in denen nur wenige Christen wohnen, sind oft verschiedene Sekten vertreten. Bisweilen sieht man neben

einer protestantischen Kirche ein griechisches oder russisches Kloster, eine katholische Schule und ein englisches Hospital. Die Mission scheint bei den Mohammedanern keinen grossen Erfolg zu haben; das rührt wahrscheinlich daher, dass ihre Religion in engem Zusammenhang mit ihrer Nationalität steht. Letzteres ist denn auch wohl der Grund, dass ihre Kriege meistens ein religiöses Gepräge tragen, und dass im türkischen Reiche Ungläubige nicht in den Militärdienst eintreten können.

Als wir Nazareth hinter uns gelassen hatten, eröffnete sich uns wieder ein weiter Ausblick auf die Ebene Jezreel; wir sahen in der Ferne den Berg Tabor und den Ort Endor am Fusse des Gebirges. Wir begegneten Gruppen von Beduinen, und dann und wann einem Araber auf seiner Stute, hinter der ein Füllen wie ein Hündchen herlief. Ich fand in Palästina im allgemeinen gute Pferde; hier ist ja auch die Heimat des arabischen Pferdes. Die Pferde sind meist nicht so gross wie bei uns, aber sie sind kräftig und haben eine ausserordentliche Ausdauer. Selten sieht man sie traben, meistens gehen sie Schritt; aber auch galoppieren können sie stundenlang ohne Unterbrechung; ausserdem sind sie sehr klug. Als ein Beispiel ihrer Intelligenz erzählte mir der Reiter eines arabischen Vollblutes, um dessen Besitz ich ihn aufrichtig beneidete, folgendes: er sei vor einigen Wochen auf dem Grase ausgeglitten und mit dem Beine unter das Pferd geraten. Das Tier sei unbeweglich liegen geblieben,

bis der Reiter vorsichtig sein Bein weggezogen habe, worauf das Pferd wieder ruhig aufgestanden sei. Die Araber besitzen ihre Vollblutpferde oft gemeinschaftlich. Pferdezucht treiben sie mit grosser Vorliebe; und obgleich der Pferdeexport im türkischen Reich verboten ist, so findet doch manches Vollblut über Land seinen Weg nach Ägypten.

Wir gelangten abends an die jüdische Kolonie *Sedjerah*, eine schöne Farm der Jewish Colonisation Assoziation. Man hat sich hier hauptsächlich auf den Ackerbau und die Viehzucht verlegt; und der Besucher bekommt den Eindruck, dass hier unter tüchtiger, kluger Führung gearbeitet wird. Hier war es, wo ich zum ersten Male in Palästina in Hülle und Fülle herrliche Butter bekam; auch wurde mir eine neue Speise vorgesetzt, eine Art weicher, weisser Käse, der klein gerieben und mit Sahne, Pfeffer und Salz gegessen wird, eine überaus schmackhafte Speise! Schade, dass die J. C. A. beschlossen hat, diese Farm aufzugeben, weil jährlich ein zu grosser Geldzuschuss erforderlich war. Indessen darf man nicht übersehen, dass die Produkte einen besseren Absatz finden würden, wenn die Farm mehr in der Nähe einer grossen Stadt gelegen wäre.

In Sedjerah begegnete ich einem mir bis dahin unbekannten Menschenschlag. Es befanden sich in dieser Kolonie sogenannte Gerîm, nämlich Russen, die das Judentum angenommen haben. In Russland sollen noch

viele solche zum Judentum übergetretene Russen wohnen; sie ertragen das Klima Palästinas weniger gut als die Juden, obwohl diese Gegend keineswegs ungesund ist. In einem in der Nähe liegenden arabischen Dorfe lebte eine Frau von 120 Jahren, die sich daran erinnern konnte, dass Napoleon dort sein Lager aufgeschlagen hatte, vor den Schlachten von Acre und am Berge Tabor. Dieser Berg liegt ziemlich isoliert, und vom Gipfel aus übersieht man einen grossen Teil des Landes. Wir machten uns früh auf den Weg, aber es zog ein so furchtbares Gewitter herauf, dass wir genötigt waren, auf halbem Wege umzukehren und ein Unterkommen in der kleinen jüdischen Kolonie *Meschah* zu suchen, einer Ackerbaukolonie mit sehr fruchtbarem Boden, ebenso wie das nahegelegene *Yemma*.

Wir zogen dann weiter östlich, dem Jordan zu. Die Wege sind überall schlecht. Die vier Francs, die jeder türkische Untertan von seinem zwanzigsten bis zu seinem sechzigsten Jahre jährlich bezahlen muss, um die Wege in gutem Stand zu erhalten, scheinen nicht auszureichen. Die Instandhaltung der Wege wird in der üblichen Weise Unternehmern übertragen, und diese sorgen schon dafür, dass sie auf ihre Kosten kommen. So überlassen sie das Steineklopfen oft den Frauen, und wenn nicht zufälligerweise eine antike Säule zur Hand ist, die sie als Walze über den Weg rollen können, wird das Einstampfen der Steine einfach unterlassen, und für das weitere lässt man die Vorsehung sorgen.



Wegarbeiterinnen

Auf meiner Reise war ich öfters genötigt, neben den Wegen über die Äcker zu reiten, weil es auf den Wegen selbst nicht möglich war. Jeder tut es, und die Bauern tragen den Schaden. Türkische Wege hörte ich denn auch definieren als weniger gut gangbare Stellen, die man an beiden Seiten umgehen muss. Aber auch das Danebenreiten ist nicht immer möglich; und dann muss man sehen, wie man, so gut oder so schlecht es eben geht, auf dem Weg selbst weiterkommt.

Nahe am Jordan erreichten wir die jüdische Kolonie *Melhamie*, eine richtige, von handfesten Kolonisten bewohnte Ackerbaukolonie.

Von da aus ritten wir am Jordan entlang, dessen Wasser hier sehr klar ist, und der auf dieser Strecke mehrere Stromschnellen und kleine Wasserfälle bildet, und erreichten endlich die schön bewachsenen Ufer des Sees von *Tiberias*, der ein bezauberndes Bild darbietet. Im Glanz der Abendsonne erstrahlen See und Berge in wechselnden Farben; Vögel fliegen um uns her, und ein paar schlanke Gazellen fliehen aufgescheucht ins Gebirge. Bei ihrem Anblick wandelt mich nicht die geringste Jagdlust an; im Gegenteil, es ist mir unverständlich, wie einer es über sich gewinnen kann, auf solche Tiere zu schiessen!

Es war schon dunkel, als wir in Tiberias ankamen. Da das Hotel wieder von einer amerikanischen Reise-

gesellschaft besetzt war, wurden wir in einer Art Dependance untergebracht. Da Tiberias sich hinsichtlich der Reinlichkeit eines nicht allzu guten Rufes erfreut, ja sogar berühmt ist wegen seines Ungeziefers, hatte ich mich auf das Schlimmste gefasst gemacht; aber man gewöhnt sich schliesslich an alles, und im Orient lernt man bald, sich in das Unvermeidliche zu fügen.

Tiberias ist ein altes, ärmliches Städtchen, dessen wundervolle Lage am See für den Fremden das einzig Anziehende ist. Drei Viertel der Bevölkerung, die im Ganzen ungefähr 5000 Einwohner zählt, besteht aus Juden, die ebenso wie die von Jerusalem hauptsächlich von Almosen leben, die ihnen von den jüdischen Vereinen aus Europa und Amerika zugeschickt werden. Sie sind unsäglich arm und elend und leben unter den ungünstigsten hygienischen Verhältnissen. Vor einigen Jahren, als hier die Cholera wütete, erlagen denn auch in einem Monat 600 Juden dieser Seuche.

In der unmittelbaren Nähe von Tiberias befindet sich eine Anzahl heisser Schwefelquellen, deren Wasser zum grössten Teil unbenutzt in den See wegfliesst, obgleich es sehr heilkräftig gegen Rheumatismus und andre Krankheiten sein soll. In früheren Zeiten muss hier ein grosser Badeort gewesen sein, wie einzelne Säulen und Trümmer von Bildhauerarbeiten, die man im klaren Wasser erkennen kann, vermuten lassen. Wahrscheinlich

umkränzte damals eine Reihe von Villen und Badeanstalten den See, dessen Ufer, begünstigt durch ein Klima, so wundervoll, wie es nur wenige Orte auf Erden aufzuweisen haben, zu einem Lustort wie geschaffen sind. Jetzt ist von all der Herrlichkeit nicht viel übrig geblieben. Man sieht nur noch ein paar äusserst primitive Badeanstalten, deren Reinlichkeit mir einigermassen verdächtig vorkam.

An einem Sonntagmorgen fuhren wir in aller Frühe in einem Segelboot über den spiegelglatten See. Da sich aber fast kein Lüftchen regte, mussten wir die Hilfe der Ruderer in Anspruch nehmen. In ganz Palästina ist mir keine Stelle so lieb wie dieser See; Natur und Atmosphäre erweckten in mir ein Gefühl des Friedens und Wohlbehagens, wie sonst nirgends in Palästina.

Wir stiegen bei Capernaum ans Land und befanden uns inmitten der Trümmer einer Synagoge von so ungeheurer Grösse, wie ich noch nie eine gesehen hatte. Der grösste Teil liegt noch verschüttet, aber man will alles mit äusserster Sorgfalt zu rekonstruieren versuchen, was indessen schwerlich ganz gelingen wird, da schon vieles fortgeschleppt und wohl in Tiberias und Umgegend als Baumaterial benutzt worden ist. Es befindet sich jetzt ein Franziskanerkloster dort, von dem aus die Ausgrabungen beaufsichtigt werden.

In der Nähe von Ain et-Tabigha (die sieben Quellen)

fanden wir unsere Pferde, die wir von Tiberias aus am Ufer des Sees entlang hierher geschickt hatten. Wir ritten dann durch eine vulkanische, hie und da in üppigster Vegetation prangende Gegend nach der jüdischen Kolonie *Rosch-Pinah*, deren Einwohnerzahl sich auf 800 beläuft. Hier wird hauptsächlich Ackerbau getrieben; auch werden Öl- und Mandelbäume angepflanzt. Die Mandelernte war in diesem Jahre sehr reichlich.

Von Rosch-Pinah aus besuchte ich die Stadt *Safed.* Der Weg dahin führt durch ein schönes, fruchtbares, wasserreiches Tal, das in der Nähe von Safed wie ein einziger grosser Garten aussieht. Die Bevölkerung besteht auch hier beinahe zur Hälfte aus Juden. Safed ist eine alte Festung und ist im Laufe der Zeit, wie diese ganze Gegend, mehrfach von Erdbeben heimgesucht worden.

Auf die jüdische Bevölkerung in den Städten komme ich später zurück; vorläufig interessieren mich die jüdischen Kolonien mehr. Am nächsten Morgen ging die Reise weiter nach den Kolonien *Mischmar ha Jarden* (die Wacht am Jordan) und *Jessud Ha Maala*, zwei kleinen Ackerbaukolonien, die schwere Jahre durchgemacht haben. In Jessud Ha Maala nahmen wir noch einen speziellen Führer und ein paar Maultiere; denn wir wollten noch am selben Abend das ziemlich isoliert liegende Metullah erreichen, die nördlichste jüdische Kolonie in Palästina.

Das Wetter war uns jedoch nicht günstig, der Regen ging in Strömen nieder, und wir kamen mit unsern Saum-

tieren nur langsam vorwärts. Wir ritten jetzt am See Huleh entlang, durch den der Jordan strömt, ehe er sich in den See von Tiberias ergiesst. Jener See soll sehr reich an Wassergeflügel sein, besonders viele Pelikane scheinen an seinem Ufer zu nisten. Der Weg wurde immer sumpfiger; die Ebene nördlich des Sees hatte sich in einen Morast verwandelt, und zwei unserer Tiere waren schon einmal gestürzt.

An dem Fusse der in der Ferne aufsteigenden Berge erblickten wir hier und da Beduinenlager mit grossen Viehherden. Der Abend brach herein, aber wir hatten noch einen weiten Weg vor uns. Es regnete mit kurzen Zwischenpausen beharrlich weiter; unsere Tiere konnten kaum mehr vorwärts kommen, und allmählich wurde es vollends dunkel. Wir ritten dicht hinter einander her und fingen an, uns einigermassen über unsre Lage zu beunruhigen, die durch das Geheul von Schakalen und Hyänen nicht gerade erheitert wurde. Ein Unfall, der glücklicherweise noch ein gutes Ende nahm, blieb uns nicht erspart. Während wir langsam weiter ritten, hörten wir plötzlich einen dumpfen Fall, und es stellte sich heraus, dass unser Führer samt seinem Pferde verschwunden war. Das war sicher der angstvollste Augenblick, den ich auf der Reise erlebt habe. Einige Momente hörten wir absolut nichts; wir standen im tiefsten Dunkel der Nacht und konnten nichts andres glauben, als dass Mann und Pferd ertrunken seien. Wir stiegen vorsichtig von unseren Tieren, und es

gelang unserem andern Führer aus Jessud Ha Maala, seinem Kameraden zu Hilfe zu kommen. Nach einigen Minuten, die uns eine Ewigkeit schienen, kamen beide Männer zum Vorschein, das Pferd folgte gleich darauf, und schliesslich meine Reisetasche, die auch mit untergetaucht war. Es stellte sich heraus, dass wir unmittelbar neben einem Sumpfbach ritten, der durch den Regen bedeutend angeschwollen war, und wir konnten noch froh sein, dass wir schlimmeren Unfällen entgangen waren. Als wir unsern Weg fortsetzten, sahen wir bald die Lichter von Metullah, wo wir erst spät am Abend ankamen.

Es zeigte sich, dass der Inhalt meiner Reisetasche grossen Schaden gelitten hatte, und das Schlimmste war, dass von meinen photographischen Aufnahmen aus Judäa und Galiläa, und hauptsächlich aus den jüdischen Kolonien, drei Serien, jede von zwölf Films, die ich noch nicht hatte entwickeln können, gänzlich verdorben waren.

Die Resultate der Kolonie *Metullah* sind bis jetzt nicht glänzend; infolge der isolierten Lage ist man dort vor feindlichen Angriffen weniger geschützt als in den anderen Kolonien. Es soll in früheren Jahren vorgekommen sein, dass Beduinen die Ernte der Kolonisten geraubt haben. Heutzutage hat man jedoch Vorkehrungen getroffen, um sich einigermassen gegen Angriffe wehren zu können.

Von Metullah aus besuchte ich die Quellen des Jor-

dan bei Baniyas, wohin der Weg wieder durch Bäche und Pfützen führt. Allmählich bin ich denn auch zu der



Wasserfall bei Baniyas

Überzeugung gelangt, dass es dem „wasserarmen“ Palästina ebenso wenig an Wasser mangelt wie unserm gesegneten Niederland.

Endlich gelangten wir an das alte Dan, die nördliche Grenze des alten jüdischen Reiches; und obgleich ich nicht ganz so weit südlich, als Bersheba liegt, gewesen bin, so glaube ich doch, dass ich das Land meiner Väter fast in seiner ganzen Ausdehnung gesehen habe.

Weiter auf dem Wege fanden wir wieder viele Bruchstücke von Säulen, und dann und wann sieht man Trümmer, die offenbar von Tempeln herrühren. Auch hier muss einst eine grosse Stadt sich erhoben haben, Baniyas, das alte Cäsarea Philippi.

Was hier aber den grössten Eindruck auf mich machte, das waren die Quellen des Jordan. Ich stand inmitten eines gewaltigen Felsenamphitheaters, und unter mir sprudelte das Wasser von allen Seiten aus dem Boden hervor; es quillt aus dem Felsen und fliesst rauschend zur Erde nieder: so entspringt der Jordan.

Die Nacht verbrachten wir wieder in Metullah. Wir sollten nun bald das eigentliche Palästina mit seinen jüdischen Kolonien, wo ich überall als zur Verwandtschaft gehörig aufgenommen worden war, verlassen. Es ist mir ein Bedürfnis, den Verwaltern der Kolonien, den Kolonisten und jedem, der mir sonst Gastfreundschaft erwiesen hat, meinen besten Dank auszusprechen für die zuvorkommende Liebenswürdigkeit, die man mir überall erwiesen hat. Allerorten und zu jeder Stunde wurde mir jede Begleitung, die ich wünschte, gern ge-

währt, und stets wurde mir auf jede Frage bereitwilligst Auskunft erteilt, sodass ich mich vom Anfang bis zum Ende meiner Reise im Jüdischen Lande fortwährend heimisch gefühlt habe.

Die Reise ging nun quer durch das Land nach Saida, dem alten Sidon. Wir hatten den herrlichsten Sonnen-



In Ober-Galiläa

schein. Hinter uns ragte der schneebedeckte Hermon wie ein Riese aus dem Gebirge empor. Und obgleich wir noch eine ganze Tagereise vor uns hatten, sahen wir in der Ferne doch schon das Mittelländische Meer erglänzen. Rechts von uns sahen wir den Libanon, den eine schöne fruchtbare Ebene von dem Anti-Libanon

trennt, durch die sich der fröhliche Litani, ein wilder, schäumender Bergstrom, hindurch windet. Wir zogen durch das obergaliläische Gebirge und kamen an Kalat-esh-Shakif,



Gebirge mit Kreuzfahrer-Ruine

einem Schlosse der Kreuzfahrer, vorbei, das ehemals einen grossen Teil des Landes beherrschte. Es giebt hier noch mehr solche Überreste von mittelalterlichen Burgen.

Unsere Mittagsrast hielten wir in En-Na-Batiyeh, einem grossen Dorfe, dessen Bewohner der Sekte der Metawileh angehören. Diese Metawileh sind ebenso wie die Perser Shiiten. Baedeker sagt von ihnen, sie seien Diebe und Mörder; von dieser Seite haben wir sie jedoch nicht kennen gelernt; wir bekamen ein vorzügliches Mittagessen und konnten unbehelligt unsre Reise fortsetzen.

Gegen Abend erreichten wir das Mittelländische Meer; nahe an der Küste bekam ich zum ersten Mal einen Schakal zu sehen. Ich schickte ihm zwei Kugeln nach, die jedoch nicht trafen.

In der Dämmerung erreichten wir die Orangen- und Zitronengärten von *Saida*, wo ich mich zuerst nach der Wohnung des holländischen Konsuls führen liess, der jedoch abwesend war. Einer seiner Kollegen war aber so freundlich, uns in einem Wirtshaus ein Unterkommen zu verschaffen. Der Ritt durch Sidon im Abenddunkel war äusserst reizvoll. Hoch zu Ross zogen wir durch die erleuchteten, gewölbten Bazare, durch Tore und enge Gassen. Quartier und Bewirtung waren typisch syrisch, aber durchaus reinlich. Es standen vor jedem Bett ein Paar Pantoffel zu unsrer Verfügung. Unser Frühstück bestand aus sehr schmackhaften, zähen Fischkuchen, von denen man Stücke abreisst und in Fetzen platten, zähen Brotes wickelt, die man dann in eine pikante Sauce taucht. Löffel und Gabeln sind unbekannte Gegenstände; aber wir wussten uns zu helfen.

Saida besitzt einen hübschen Hafen. Es scheint, dass die Lage dieser Stadt hinsichtlich des Hinterlandes günstiger ist als die Beiruts. Die Kaufleute von Beirut sind schon im Voraus eifersüchtig bei dem Gedanken, Saida werde möglicherweise zu grösserer Blüte gelangen als ihre Stadt. Von dem früheren Sidon ist nicht viel übrig geblieben. Man hat hier mehrere Sarkophage ausgegraben, unter denen sich einer mit prächtigen Darstellungen aus dem Leben Alexanders des Grossen befindet; dieser Sarkophag steht jetzt im Museum zu Konstantinopel.

In einem mit drei Pferden bespannten Wagen fuhren wir von Sidon nach Beirut, auf einem schönen Weg, an Zitronen-, Orangen-, Mandel- und Palmenbäumen vorbei. Wir erreichten das Gebiet der Libanonprovinz, die eine gewisse Selbständigkeit geniesst mit eigner Rechtspflege und eignem Militär unter der Aufsicht der Grossmächte, mit denen die türkische Regierung sich jedesmal über die Wahl eines christlichen Gouverneurs verständigen muss. Ungeachtet dessen soll, wie ich hörte, das Geben und Annehmen von Bakschisch in diesem bevorzugten Gebiet nicht weniger üblich geblieben sein als sonstwo im Türkischen Reiche. Doch wie dem auch sei, die für die Instandhaltung der Wege entrichteten Gelder scheinen auch hier nicht völlig ihre Bestimmung zu erreichen; das liess uns ein im Schlamm

stecken gebliebener Wagen vermuten. Eine Strecke weiter an der Küste wird die Stelle gezeigt, wo Jonas und der Walfisch sich wieder trennten. Für die ungläu-



Landungsstelle des Jonas

bigen Thomase habe ich die Stelle photographiert.

In der Nähe von Beirut sah ich mir eine Seiden-

spinnerei an, in welcher einige dreissig Frauen und Mädchen die Seide von den Cocons ablösten, die im warmen Wasser liegend einen solchen unerträglichen Geruch verbreiten dass es mir unverständlich ist, wie diese Menschen es den ganzen Tag hier aushalten. Der Weg blieb schlecht. Unterwegs begegneten wir einem Wagen aus Beirut, dessen Kutscher offenbar mit dem unsrigen befreundet war. Es wurde Halt gemacht, und sie erkundigten sich gegenseitig nach ihrer Gesundheit: „Wenn du gesund bist, bin ich auch gesund.“ Ferner erzählte der Beiruter Kutscher noch, dass er ein neues Pferd gekauft habe; und dann wurden dessen gute Eigenschaften alle hergezählt.

Darauf ging es weiter. Man konnte deutlich sehen, dass wir wieder in die „zivilisierte“ Welt kamen. Auf einer amerikanischen Windmühle hatte eine Firma aus Illinois ihre mehrere Quadratmeter grosse Visitenkarte angebracht. Leider hat die Zivilisation auch für Beirut ihre Schattenseiten. Die Sitten sind schlecht; die Bevölkerung ist wegen ihrer Spielsucht und Betrügerei berüchtigt; Mord und Totschlag zwischen Christen und Mohammedanern sind an der Tagesordnung.

Im deutschen Hotel in Beirut gab es wieder reichlich Schweinefleisch, wobei ich die Bemerkung machen konnte, dass ich auch in Bezug auf meinen Magen ein richtiger Jude bin. Ich liess mir hier eine hübsche Geschichte aus dem Talmud erzählen, die den Abscheu der Juden

vor Schweinen illustriert. Als Pompejus Jerusalem belagerte und es den Juden an Tieren für das Tempelopfer fehlte, liessen sie von der Stadtmauer einen Korb mit ein paar Geldstücken an einem Seil hinunter. Die Geldstücke wurden gegen ein Schaf eingetauscht, das dann heraufgezogen wurde. Einmal legten die Soldaten statt eines Schafes ein Schwein in den Korb. Als das Tier oben an der Stadtmauer angelangt war, fand ein Erdbeben statt, das weit im Lande fühlbar war. Seitdem sagen die Juden noch immer: „Wenn ein Schwein (ein schlechter Mensch) hoch gestiegen ist, so ist ein Erdbeben im Anzug“, d. h. er wird seinen Einfluss missbrauchen, und dieser Einfluss wird weit im Lande fühlbar sein.

Beirut ist eine grosse Hafenstadt mit 120.000 Einwohnern, daarunter 2500 Juden, die hier nur eine unbedeutende Rolle spielen. Die amerikanische Mission hat in Beirut eine Art Universität, die etwa 700 bis 800 Schüler zählt.

Beirut ist von schönen, üppigen Gärten, in denen besonders Oliven und Maulbeeren wachsen, umgeben. Eine kleine Strecke oberhalb Beiruts hat man einen Überblick über die ganze Umgegend, den Hafen, die Bucht und die Schneekuppen des Libanon. Aber ich bin hier nicht mehr im jüdischen Lande. Ich bin der Meinung, dass Baniyas, das alte Dan und die Libanonprovinz die Grenze bilden sollten.

In Beirut traf ich Herrn Dr. GOLDSMIT aus Amsterdam, der mich auf meiner weiteren Reise begleiten wollte. Wir hatten uns vorgenommen, noch einige Städte in Syrien zu besuchen und weiter durch Kleinasien und über Konstantinopel nach Holland zurückzukehren. Ich will auch diese Reise kurz beschreiben und dann wieder auf das jüdische Land und das jüdische Volk zurückkommen.

Der Zug nach Damaskus, der morgens früh abgeht, führte uns durch das Libanongebirge an lachenden Sommerwohnungen vorbei; bis wir, auf einer Höhe von 1600 m., von allen Seiten von Schnee umgeben waren. Einer unserer Mitreisenden zeigte auf Wildspuren und erzählte uns, dass er dort am vorigen Tag eine ganze Fuchsfamilie hätte vorbeilaufen sehen. Dann begegneten wir noch einmal dem rauschenden Litani, einem alten Bekannten aus Galiläa, und fuhren quer durch das Anti-Libanongebirge bis nach Damaskus, wohin der Weg langsam abfällt.

Ehe wir's uns recht versahen, sassen wir schon in einem offnen Wagen und fuhren in rasender Eile, in von andren Wagen aufgewirbelte Staubwolken gehüllt, nach dem Victoria-Hotel. Der Wirt dieses Hotels gilt für einen Sonderling. Er verlangt von seinen Gästen,

dass sie genau zur bestimmten Zeit zu Tisch kommen, und wer zehn Minuten zu spät erscheint, bekommt nichts mehr zu essen. Einem Engländer, der ein Bad



Vor dem Bazar in Damaskus

zu nehmen wünschte, soll er geantwortet haben: „Bei mir wohnen nur reinliche Menschen, und die haben kein Bad nötig!“

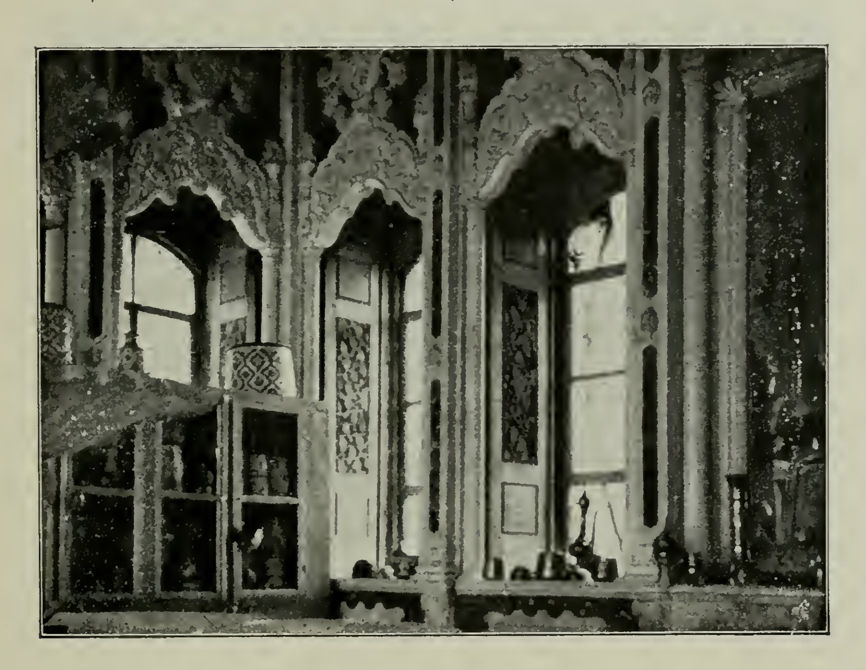
An grossen luxuriös ausgestatteten Badeanstalten fehlt es jedoch nicht in der Stadt. Überhaupt macht Damaskus einen grandiosen Eindruck in seiner wirklich orientalischen Farbenpracht, so charakteristisch, wie ich sie in andren Städten, auch später in Aleppo, kaum angetroffen habe. Das Stadtleben konzentriert sich in den Bazaren, den grossen überdeckten Ladenstrassen, wo Teppiche ausgebreitet und angepriesen werden und Geldwechsler ihren festen Sitz haben; Wagen fahren im Trab hindurch, und man sieht schön aufgezäumte Kamele, schwer und hoch beladene Esel, stattliche Reiter, Vertreter aller Nationen, Perser, Neger, Mekkapilger, alle in den verschiedensten Trachten.

Obgleich von alter Damascener Arbeit fast nichts mehr zu bekommen ist, lohnt es sich doch noch, die Bazare anzusehen, wo schöne, mit Perlmutter eingelegte Schnitzarbeit, Kupferarbeit, zartfarbige gestickte Deckchen aus dem Libanon, Seidendeckchen, die noch immer den Ruhm von Damaskus bilden und ferner besonders schöne Perser-Teppiche zum Verkauf ausgestellt sind.

Die Einwohnerzahl von Damaskus wird auf 250.000 geschätzt, darunter etwa 10.000 Juden, die fast alle arm sind und in der Kupferindustrie kargen Lohn verdienen. Die jüdische Gemeinde ist sogar genötigt gewesen, Wertgegenstände aus der Synagoge zu verkaufen, um der Not zu steuern. Ich besuchte eine schöne, alte Synagoge, in der kein Platz für die Frauen vorhanden

ist. Während des Gottesdienstes bleiben aber Tür und Gitterfenster offen, und dahinter befinden sich einige Bänke für die Frauen, von denen die meisten freilich doch stehen müssen.

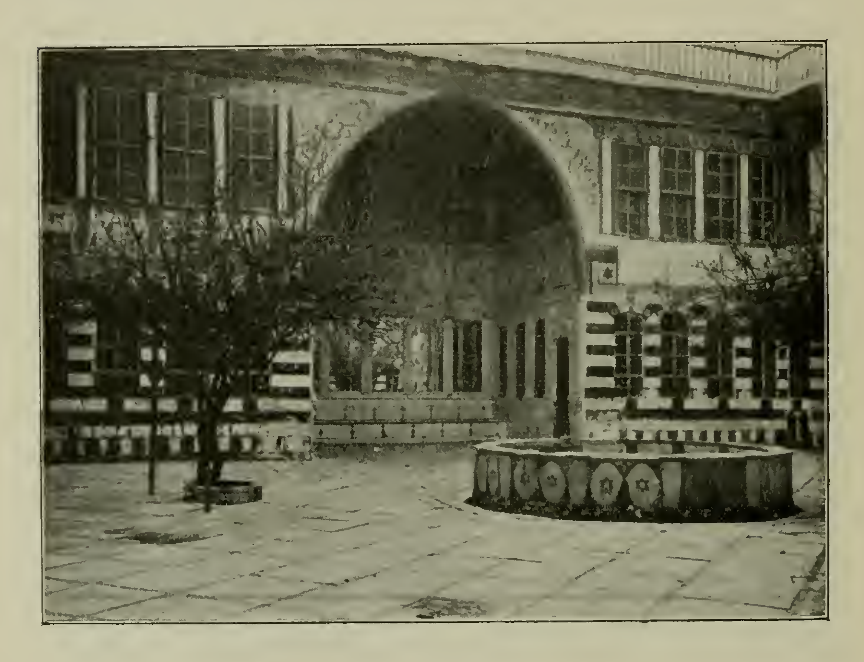
Vieles erinnert noch an den alten Reichtum von Damaskus, u. a. manche Privathäuser, in eines von welchen unser



Ecke in einer Privatwohnung

Führer uns einen Einblick verschaffte. In einem dieser alten Paläste befindet sich die Schule der Alliance Israélite. Wir sahen uns auch die prächtige, grosse Moschee und das Grab Saladins an. Dort trafen wir eine englische

Dame, die fragte, wer denn der Saladin eigentlich gewesen sei! Übrigens wissen manche Engländer wohl, was ihnen auf der Reise von praktischem Nutzen sein kann. So wohnte in unserem Hotel ein Engländer, der Arabisch und Persisch sprach, was ihm hier und in



Hof in Damaskus

Bagdad, wo er gewesen war, zu statten kam; dagegen verstand er allerdings weder Französisch noch Deutsch.

Einen eigentümlichen Anblick in Damaskus bot die elektrische Strassenbahn, die ein paar Wochen vorher in Betrieb gesetzt worden war; sie ist ein Unter-

nehmen von französischen und belgischen Industriellen. Mir wurde erzählt, dass dieselbe Gruppe von Unternehmern auch die Konzession zu einer elektrischen Strassenbahn in Beirut erlangen wird. Die Bevölkerung von Damaskus hatte sich noch nicht an die Bahn ge-



Hof in Damaskus

wöhnt, wie die Wagenlenker bezeugen konnten, die vorläufig eine wenig beneidenswerte Stellung einnahmen.

Unser nächstes Ziel war dann Baalbek; wir nahmen die Route nach Beirut, von welcher unsere Bahn

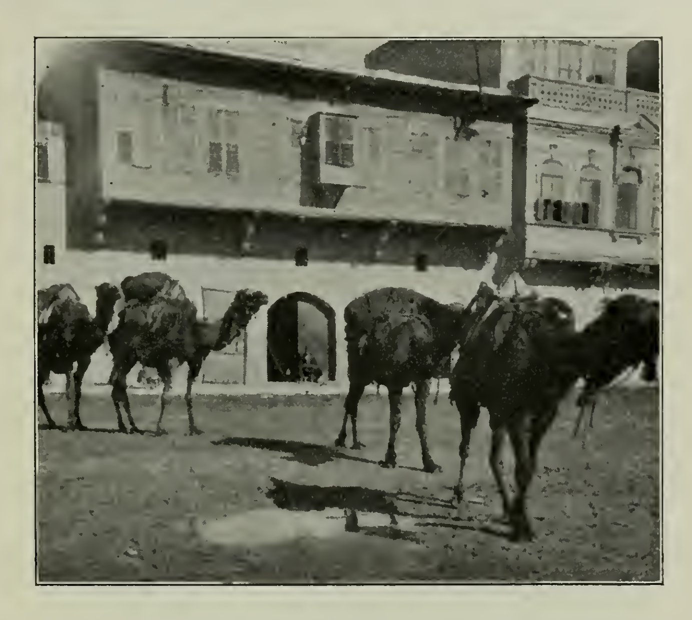
in Rayak abzweigt. Nach einem kurzen Aufenthalt dort setzten wir unsere Reise fort, und die grossen Säulen des Jupiter-Tempels boten sich bald unsern Blicken dar.

So oft ich etwas sehr Schönes sah, dachte ich, dass das nun wohl das Schönste sei, was ich auf meiner Reise gesehen hätte. Und so erging es mir auch hier wieder. Diese Bauten sind viel besser erhalten geblieben als z. B. das Kolosseum in Rom. Hier erschien mir alles auch viel grossartiger; aber das kann wohl an der Umgebung liegen. Die schneebedeckten Gipfel des Anti-Libanon bilden einen imposanteren Hintergrund als die düsteren Häuser Roms.

Wahrscheinlich wurde an dieser Stelle der Baal verehrt, den die Juden so verabscheuten. Aber die riesigen Bauten, die unsere Bewunderung in so hohem Masse erregen, stammen von den Römern und gehören wohl zu den grossartigsten, die sie uns hinterlassen haben. Später haben die Araber hier furchtbar gewirtschaftet und den Tempel Jupiters in eine Festung umgewandelt. Gewiss ein würdiger Aufenthaltsort für Saladin! Und schliesslich haben noch Erdbeben zu der Vernichtung des Riesenbaues beigetragen.

In dem Zuge nach Aleppo begegneten wir einer Gesellschaft von Mekka zurückkehrender Perser, stattliche Kerle mit zierlichen Turbanen und langen Gewändern. Früher wurde die ganze Reise von den Pilgern in einer

Karawane gemacht, oder sie nahmen teilweise den Weg übers Meer. Aber jetzt, nachdem die Hedschasbahn



In Aleppo

schon so weit fertig ist, benutzen sie die Eisenbahn bis Aleppo und setzen von da aus die Reise als Karawane fort.

Offenbar ist die Ankunft eines Zuges für die Bewohner von Aleppo noch immer ein Schauspiel, das nichts von dem Reiz der Neuheit eingebüsst hat; die ganze Stadt kommt herbeigelaufen, um die Reisenden aussteigen zu sehen. Der Eigentümer des Hotel du Parc

hat uns bald auf dem Visier, und wir fahren durch breite Strassen nach dem Hotel, das nicht so schlecht



Hof vor einer Moschee

ist wie sein Ruf: In Damaskus nannte man es nämlich „Hotel des Porcs.“ Sein Eigentümer wird „der Baron“ genannt; er ist ein Armenier, und diese scheinen oft Barone zu sein. Die Bevölkerungszahl von Aleppo



Strasse in Aleppo

ist ungefähr die gleiche wie die von Damaskus, nur erfreut Aleppo sich eines grösseren Wohlstandes. Es herrscht ein reger Handelsverkehr mit dem Hinterlande bis Bagdad und nach der andern Seite mit Alexandrette. Man knüpft hier grosse Erwartungen an die Bagdadbahn, die Aleppo sozusagen direkt mit Europa verbinden wird.

Die Stadt hat lange nicht den ausgeprägt orientalischen Charakter wie Damaskus. Hier und da sieht man sogar grosse, moderne Häuser. Die alte Zitadelle ist zerfallen, und ausser der grossen Moschee und einer stattlichen Synagoge bietet Aleppo dem Besucher wenig Anziehendes. Die jüdische Bevölkerung ist nicht weniger arm als in Damaskus.

Nach langwierigen Unterhandlungen sicherten wir uns einen Wagen, mit dem wir am nächsten Morgen um vier Uhr die Reise nach Antiochien und Alexandrette antreten sollten; der holländische Konsul sorgte für die Escorte.

Wir fuhren aus Aleppo in einem grossen Landauer mit vier Pferden ab, die neben einander gespannt waren. Die Escorte bestand aus einem berittenen Soldaten, um dessen Garderobe es nicht glänzend bestellt war. An den verschiedenen Posten, die ein paar Stunden von einander entfernt sind, wurde er von einem ebenso ausgestatteten Kameraden abgelöst. Sie waren so freundlich, mir ab und zu ihr Pferd abzutreten, was ich gern

annahm, da es kein Vergnügen ist, den ganzen Tag ohne Unterbrechung in einem Wagen zu sitzen! Allmählich verloren wir Aleppo aus dem Auge, und der



Die Zitadelle

Weg bot unsern Blicken nichts als Karawanen, die fortwährend von und nach Alexandrette ziehen.

In einem kleinen Ort, El Hammām, fanden wir Nachtquartier bei einem Scheich, der, wie wir aus den Worten seines Dieners entnehmen zu können glaubten, sich bei unserer Ankunft im Harem befand. Nachdem wir eine geraume Zeit gewartet hatten, erschien endlich unser Wirt, von einem jungen Türken von echt mongolischem Typus begleitet. Nach den gebräuchlichen orientalischen Höflichkeitsbezeugungen erzählten wir, dass wir Holländer seien, wovon der Freund des Scheichs etwas zu verstehen schien, denn er sagte etwas wie Christiania und Stockholm. Unser arabisches Vokabular liess uns hier im Stich, da in diesen Gegenden alles Türkisch spricht. Es wurde Kaffee und Tee gereicht, eine eigentümliche Art Käse, Ziegenmilch und eine gebratene Taube. Der Käse sollte besonders beim Arak genossen werden, den der Scheich, Allah möge es ihm verzeihen, ausserordentlich zu lieben schien. Nach einer angeregten Unterhaltung gaben wir zu verstehen, dass wir uns zur Ruhe zu begeben wünschten. Zu dreien bekamen wir ein Zimmer, wo wir uns mit einem Sofa und einigen Stühlen behelfen mussten. Wir hatten einige Perser-Teppiche bei uns, die wir in Aleppo gekauft hatten; auf diesen streckten wir uns aus und deckten uns mit Röcken und Reisedecken zu. Wir verbrachten eine ziemlich gute Nacht, nur klagte einer von uns über ein hartes Kopfkissen; es stellte sich denn auch heraus, dass einer der Säcke, der als solches fungiert hatte, ein Paar Stiefel enthielt.

Morgens um halb vier kam unser Kutscher und fing eine Unterhaltung mit uns an, aus der ich entnahm, dass er uns in fünfzehn Tagen nach Bagdad oder in zwölf Tagen nach Mossul bringen könnte, aber ich



Antiochien von der römischen Mauer aus gesehen

bedeutete ihm, dass daraus nichts werden könne, und dass wir jetzt nach Antiochien abzufahren wünschten.

Wir verabschiedeten uns von Scheich Mohammed und setzten unsere Reise durch eine Landschaft fort, die bedeutend mehr Abwechslung bot als die vom

vorigen Tage. Vor uns waren die Schneekuppen des Amanusgebirges, und wir erreichten bald den grossen See von Antiochien, an dessen Ufern grosse Mengen von Störchen nisten. Ich hatte noch nie so viele beisammen gesehen. Es schien mir, als ob sie sich im Fliegen übten, um sich zu ihrer Reise nach dem Norden vorzubereiten.

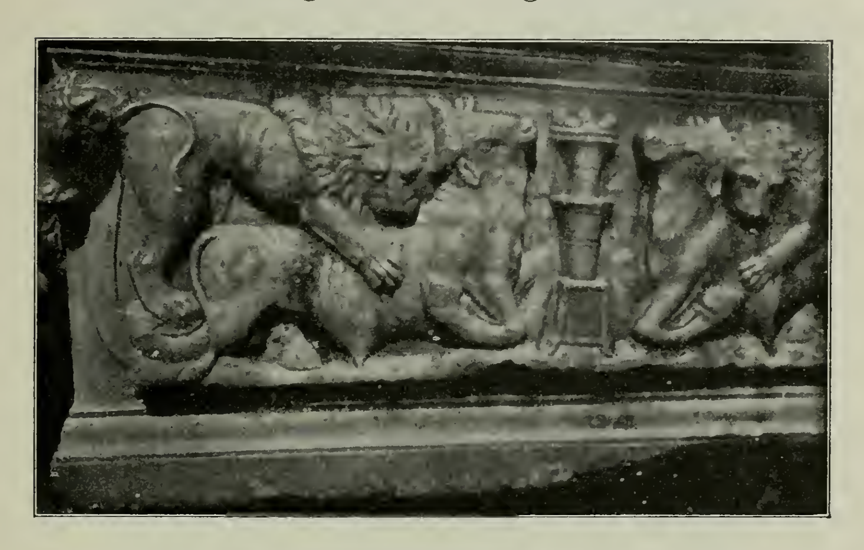
Wir kamen durch einige kleine Dörfer, und nach einem langen Tag erreichten wir gegen Abend Antiochien. Da es dort kein holländisches Konsulat gibt, begaben wir uns zur Wohnung des englischen Konsuls, Herrn Dowek, in dem wir einen Stammesgenossen erkannten, der uns sehr gastlich aufnahm. Es war gerade die Zeit des Passahfestes, und der Tisch des Herrn Dowek erinnerte mich an Leckerbissen aus meiner Jugend. Wie die meisten Juden im Orient, gehört auch die Familie Dowek zu den spaniolischen Juden. Ein selten schöner Typus war die Mutter unseres Wirtes, eine stattliche Spaniolin, die mit Temperament ihr Nargileh rauchte. Wahrscheinlich haben wir auch in Holland solche Typen gehabt, als die ersten jüdischen Familien aus Spanien und Portugal sich hier ansiedelten.

Herr Dowek war so freundlich, Bettzeug in unser Hotel bringen zu lassen, und wir genossen eine äusserst erquickende Nachtruhe.

Antiochien liegt an dem breiten Orontes, am Fusse des Gebirges. Die Stadt soll früher zehnmal so gross

gewesen sein wie jetzt. Es finden sich hier noch Bruchstücke der grossen römischen Mauer und sogar noch Überreste der römischen Wasserleitung. Von einem Sarkophag, der kurz vorher ausgegraben worden war, machte ich eine photographische Aufnahme.

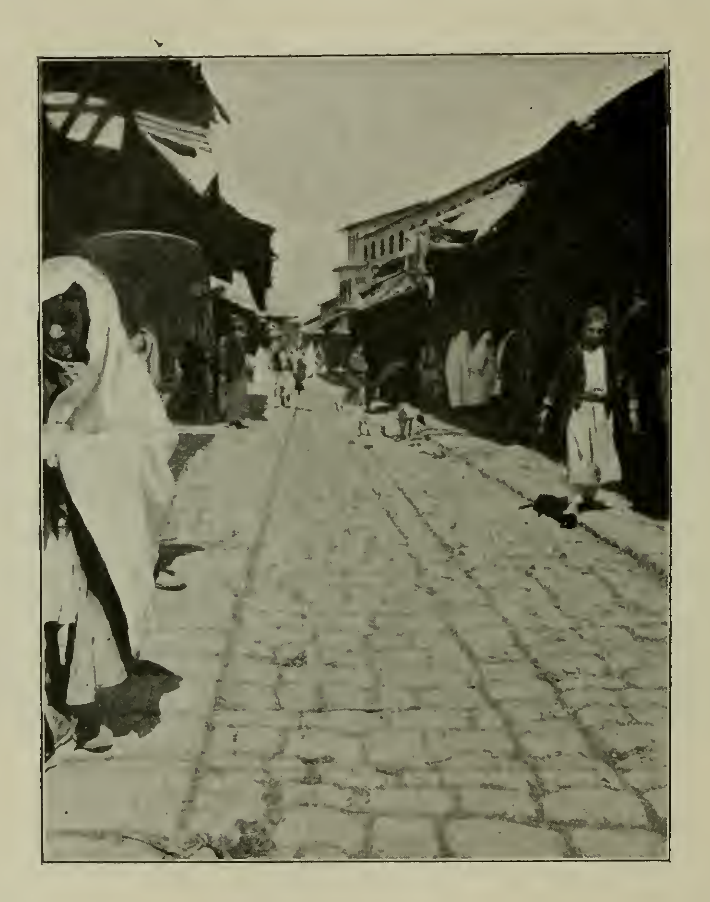
Die Bevölkerung macht im allgemeinen einen ziem-



Sarkophag

lich wohlhabenden Eindruck, aber die Juden scheinen auch hier sehr arm zu sein, so dass ihre Mittel nicht hinreichen, die Kosten einer Elementarschule zu bestreiten, wodurch sie genötigt sind, ihre Kinder in die christliche Missionsschule zu schicken, wenn sie nicht überhaupt ohne Unterricht bleiben sollen.

In Antiochien fanden wir gute Pferde und schickten



Strasse in Antiochien

daher den Wagen nach Beilan, wo wir ihn am Abend wiederfinden sollten.

Unterwegs sahen wir viele Schildkröten, darunter sehr

grosse Exemplare, die wir ganz leicht mit der Hand fangen konnten.

Wir gelangten bald in das Gebirge, das uns einen weiten Ausblick über die ganze Umgegend des Sees von Antiochien bot. Es war schon dunkel, als wir den Beilanpass erreichten, und nach einem kurzen Aufenthalt im Dorfe wollten wir zu Wagen noch am selben Abend nach Alexandrette. Aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht; wir kamen nicht von der Stelle, und als wir ausstiegen, um zu sehen, was eigentlich los sei, bemerkten wir, dass die Pferde, die im Dunkeln scheu geworden waren, den Wagen zu sehr auf die Seite gezogen hatten; gleich nachher stürzte denn auch der Wagen in den Graben am Wegrand. Es wurde aus Beilan Hilfe geholt, und glücklicherweise stellte sich heraus, dass Kutscher und Pferde und sogar der Wagen ohne Schaden davongekommen waren. Wir hielten es aber für vernünftiger, nach Beilan zurückzukehren, und so ging es im Gänsemarsch, die Laterne voran, zu dem Chan zurück, wo wir ein ganz passables Nachtquartier, aber wenig zu essen fanden. Anton hatte einen Sack voll Schildkröten, aber wir konnten niemandem verständlich machen, wie man uns davon eine Suppe zu bereiten hätte. Wir liessen die Tiere daher wieder laufen, mit Ausnahme einer kleinen Schildkröte, die, dank (Antons) sorgfältiger Pflege, die ganze weitere Reise bis nach Hause mitmachte. Am nächsten Morgen

brachte unser Wagen uns von dem Beilanpass nach Alexandrette am Mittelländischen Meer. Der Hafen scheint besonders günstig gelegen zu sein; es ist gewiss der beste an der syrischen Küste. Und wenn Alexandrette erst einmal durch eine Eisenbahn mit Aleppo verbunden sein wird, muss der Ort schnell zu grosser Blüte gelangen. Auf dem Markte sahen wir Kisten mit Apfelsinen aus den jüdischen Kolonien, an die uns überdies der vortreffliche Wein aus Rischon-le-Zion erinnerte, der uns hier sowohl wie in den anderen Plätzen, die wir besucht hatten, und sogar auch auf unserer weiteren Reise in Kleinasien öfters vorgesetzt wurde. Wir fanden in Alexandrette, unserem Reiseplan gemäss, einen Dampfer des Oesterreichischen Lloyd, mit welchem wir nach einer kurzen Nachtreise nach Mersina gelangten.

Mersina ist durch eine Eisenbahn mit Tarsus und Adana verbunden, aber der Hafen ist lange nicht so gut wie der von Alexandrette. Sowohl in Mersina als in Alexandrette interessiert man sich lebhaft für den weiteren Bau der Bagdadbahn. Und es schien mir, dass man sich in Mersina einigermassen darüber aufregte, dass in Zukunft Alexandrette den Löwenanteil des Verkehrs haben würde, wenn die Eisenbahn über das Taurusgebirge nach Adana und weiter an der Bucht von Alexandrette entlang nach Aleppo gehen werde.

In dem Zuge von Mersina nach Adana fuhren wir durch die cilicische Ebene, die an der Nordseite von

dem Taurusgebirge geschützt wird. Boden und Klima scheinen hier der Baumwollkultur sehr günstig zu sein. Die Deutsch-Levantinische Baumwoll-Gesellschaft hat in Adana ihr Bureau. Wir fanden in Adana ein griechisches Hotel, in dem wir uns dank der Hilfe einiger europäischen Reisenden verständlich machen konnten.

Wir wollten von Adana aus über das Taurusgebirge die Bagdadbahn erreichen, und der Direktor der deutschen Baumwoll-Gesellschaft war so freundlich, uns bei der Vorbereitung dieser Reise behilflich zu sein. Ein glücklicher Zufall wollte es, dass drei Kaufleute aus Eregli ihre Waren nach dem Markt in Adana gebracht hatten und jetzt wieder über den Taurus zurück mussten. Sie hatten sieben Pferde und vier Maultiere zu ihrer Verfügung, und wir kamen überein, dass sie uns in drei Tagen nach Bulgurlu, der vorläufigen Endstation der Bagdadbahn, bringen sollten. Von da bis nach Eregli sind es nur noch 10 Kilometer. Unser deutscher Freund verschaffte uns auch noch einen zuverlässigen Dolmetscher, einen Armenier, der fliessend Englisch sprach. Der erforderliche Proviant wurde eingekauft, und am nächsten Morgen traten wir unsere Reise über Tarsus nach dem Taurusgebirge an. Dieses Gebirge bildet im Süden Kleinasiens gleichsam eine undurchdringliche Mauer, und die zahlreichen Karawanen, welche die Produkte der anatolischen Hochebene nach dem Markt von Adana

bringen, müssen alle denselben Weg nehmen, der über den Gulek-Bogass-Pass führt.

Wir kamen bald aus der heissen cilicischen Ebene in das Gebirge; nach kurzem Mittagsaufenthalt setzten wir die Reise fort und erreichten gegen Abend



Im Taurus

den türkischen Chan, wo wir übernachten sollten. Es waren schon vor uns Karawanen angekommen, und es erforderte einige gegenseitige Nachsicht, allen Menschen und Tieren ein Unterkommen zu verschaffen. Wir bekamen zu dreien eine Schlafstätte über dem Stall, mit der verglichen unser Nachtquartier bei Scheich

Mohammed ausserordentlich luxuriös zu nennen war. Eben wollten wir uns mit den Decken aus Aleppo unser Lager zurechtmachen, als unser Dolmetscher ganz entsetzt mit der Mitteilung hereinstürzte, dass ein Mann in den Chan hineingetragen worden wäre, der unterwegs ausgeplündert und fast ermordet worden sei. Es stellte sich heraus, dass ein armenischer Bäcker im Dunkeln von Räubern überfallen worden war, die ihm all sein Geld genommen und ihn furchtbar zugerichtet hatten. Die Sehnen der Handgelenke waren ihm durchschnitten, und ausserdem hatte der Mann tiefe Wunden am ganzen Kopfe. Glücklicherweise hatten wir Verbandmaterial bei uns, und Dr. Goldsmit begann sofort die Wunden zu vernähen und zu verbinden, eine Arbeit, die ihn über eine Stunde beschäftigte. Da der Unglückliche viel Blut verloren hatte und noch die Gefahr einer Infektion zu befürchten war, hatte Dr. Goldsmit nur wenig Hoffnung, dass er am Leben bleiben würde. Er gab jedoch dem Manne eine Visitenkarte mit einigen Anweisungen für das englische Krankenhaus in Adana mit, wohin er am nächsten Tag transportiert werden sollte. Einige Monate später, als Dr. Goldsmit wieder nach Amsterdam zurückgekehrt war, erhielt er zu seiner Genugtuung von der Vorsteherin des Krankenhauses in Adana ein Schreiben, worin diese ihm mitteilte, dass der Armenier völlig geheilt sei.

Am nächsten Morgen war unser Dolmetscher sehr niedergeschlagen. Der Arme hatte sich den Unfall seines Stammesgenossen sehr zu Herzen genommen, und da die Armenier bei den Türken nicht gerade in hohem Ansehen stehen, fürchtete er sich, später wieder allein nach Adana zurückzukehren. Aber ich glaube, dass unser Freund die Sache zu tragisch nahm. Es war nur ein Räuberangriff gewesen, wie solche auch im zivilisierten Europa wohl vorkommen, und Rassenhass war dabei durchaus nicht im Spiele. Wenn man sich in diesen Gegenden nur nicht auf Seitenwege begibt und dafür sorgt, dass man, bevor es ganz dunkel wird, ein Unterkommen hat, so ist man ziemlich sicher. Ausserdem konnte unser Dolmetscher sich auf dem Rückweg leicht einer der vielen nach Adana ziehenden Karawanen anschliessen.

Auf einer Höhe von 1160 Meter erreichten wir den Gulek-Pass, das sogenannte Cilicische Tor, eine enge Schlucht zwischen hohen Felsen, in deren Tiefe ein wilder Bergstrom schäumt. Es lag hier nur wenig Schnee. Die Berglandschaft, die wir von diesem Weg aus erblickten, war lange nicht so imposant, als uns die Schneekuppen, von ferne gesehen, vermuten liessen. An den Bergabhängen sieht man hie und da Wälder, deren Bäume leider allzu oft schändlich misshandelt sind: aus dem einen ist ein Stück gehackt, an einem andern ein Feuer angelegt,

und so ist mancher gesunde Baum dem Tode verfallen.

Der Weg bot wenig Abwechslung. Hie und da sahen wir Skelette von Kamelen; wenn nämlich ein Kamel, hinfällt, was allerdings selten vorkommt, so bricht es meist ein Bein, und dann ist das Tier verloren.



Unsere Reisegesellschaft im Taurus

Unser Nachtquartier war auf dieser Strecke immer ein türkischer Chan, wo wir Kaffee und Tee, meistens Eier und im günstigsten Fall auch ein Huhn bekommen konnten. Gegen Abend sah so ein Chan fast wie ein kleines Dorf aus, und es war dort oft kaum Platz ge-

nug, alle Menschen und Tiere aufzunehmen. Die Kamele mussten dann draussen bleiben und lagerten sich neben einander auf dem Boden, ein Holzfeuer wurde angezündet, die Kameltreiber kauerten auf der Erde um das Feuer herum, halb mit alten Säcken bedeckt, die nachts als Decken gebraucht wurden: ein phantastischer Anblick. Übrigens nahm sich auch unsere ganze Reisegesellschaft malerisch genug aus, und wenn wir irgendwo Halt machten, wurde ich öfters an das Lager der Schmuggler in „Carmen" erinnert. Wir hörten von unserem Dolmetscher, dass man uns meist für Eisenbahn-Ingenieure hielt, und wir liessen die Leute in diesem Glauben, der möglicherweise zu unserer Sicherheit beitragen konnte.

Am dritten Tage konnten wir die Eisenbahn noch nicht erreichen. Wir hatten das Gebirge nun hinter uns und mussten in einem türkischen Dorfe, einige Stunden von Bulgurlu entfernt, die Nacht zubringen. Unsere Reisegefährten hatten offenbar erzählt, wie Dr. Goldsmit dem verwundeten Armenier geholfen hatte; denn am nächsten Morgen kam eine grosse Menge Kranker aus dem Dorfe, die alle vom Arzte behandelt zu werden wünschten, und die sich bisher ohne Arzt hatten behelfen müssen. Nachdem der Doktor ein paar von den armen Teufeln behandelt hatte, reisten wir nach Bulgurlu ab, wo wir den Zug fanden, der uns nach Konia bringen sollte. Wir verabschiedeten uns von unserer Reisegesellschaft und waren froh, jetzt durch die Eisenbahn, über Klein-

asien und Konstantinopel hinweg, in direkter Verbindung mit Holland zu stehen.

Von der Bagdadbahn sind bis jetzt erst 200 Kilometer gebaut. Die Bahn fängt in Konia, der Endstation der anatolischen Bahn, an, geht von da aus nach Eregli und weiter bis nach Bulgurlu. Als ich im Frühjahr 1907 hier war, wies nichts darauf hin, dass man den weiteren Bau der Bahn bald in Angriff nehmen würde. Und doch ist die Fortsetzung der Bahn nothwendig; die Strecke Konia-Bulgurlu ist jetzt nichts andres als ein „cul de sac“ mit sehr geringem Verkehr. Obgleich die Bagdadbahn eine kapitalkräftige Gesellschaft ist, die ausserdem genügende Garantien erlangt hat, um den Betrieb aufrechtzuerhalten, so muss es doch jedem, der die Verhältnisse kennt, einleuchten, dass die Verwaltung der Gesellschaft sich mit dem heutigen Zustand nicht zufrieden geben kann.

Man hat zwar gesagt, dass es der Gesellschaft nicht gelingen werde, die zum weiteren Bau erforderlichen Mittel zu erlangen, und zwar hauptsächlich deshalb, weil der weitere Teil der Bahn durch Gegenden führen würde, die wenig oder nichts produzieren, sodass die übliche Garantie per Kilometer (für welche die türkische Regierung immer wieder die Bevölkerung des Distriktes aufkommen lässt, durch den die Bahn fährt) hier nicht in Anwendung kommen könnte. Meiner Meinung nach ist jedoch diese Anschauung nicht richtig. Wohl

werden zweifellos die Kosten der Anlage und Instandhaltung bei manchen Strecken sehr hoch sein, aber aussergewöhnliche Schwierigkeiten bietet das Taurusgebirge nicht. Wenn man nun ausserdem in Betracht zieht, dass ein ununterbrochener Karwanenverkehr zwischen dem Osten Kleinasiens über das Taurusgebirge nach Adana stattfindet, und ebenso von Aleppo nach der Bucht von Alexandrette, so ist wohl die Annahme berechtigt, dass eine Bahn, die diese Städte und Gegenden mit einander verbindet, äusserst befriedigende Resultate erzielen kann.

Es werden wohl andere als finanzielle Schwierigkeiten dem weiteren Bau der Bagdadbahn im Wege stehen. Für diese Gegenden aber ist es sehr wünschenswert, dass diese Schwierigkeiten bald behoben werden, damit die Bahn dann doch wenigstens bis Aleppo weitergebaut werden kann. Die Verbindung ist für die obengenannten Gegenden von so grosser Bedeutung, dass es nicht gut denkbar ist, dass man noch länger als ein paar Jahre darauf wird warten müssen [1]).

An dieser Stelle möchte ich die Bemerkung anknüpfen, dass dann durch die Hedschasbahn, die in Aleppo Anschluss an die Bagdadbahn hat, auch Palästina von

---

1) Nachdem Obiges niedergeschrieben war, brachten die Zeitungen die Nachricht, dass der Beschluss zum weiteren Bau der Bagdadbahn gefasst sei, vorläufig von Bulgurlu nach Adana, und weiter von da aus nach Kilis, von wo eine Seitenlinie nach Aleppo gebaut werden wird.

Europa aus ganz per Bahn zu erreichen sein wird. Aber durch diese Verbindung allein ist das Land noch lange nicht in den grossen Weltverkehr eingeschaltet; dazu ist es ökonomisch noch von zu geringer Bedeutung. Erst wenn eine kräftige Bevölkerung das Land wieder zu seiner alten Blüte gebracht haben wird, erst dann wird Palästina für die drei alten Weltteile seine Bedeutung in dem grossen Weltverkehr wiedererlangen.

Die Bahnhöfe der Bagdadbahn und der daran sich anschliessenden anatolischen Bahn sind in europäischem Stil erbaut. Sie sehen einfach und reinlich aus. Die Verwaltung der Eisenbahnen ist deutsch; das Dienstpersonal besteht vielfach aus Armeniern. Die Bahn sowie das Material befinden sich im allgemeinen in sehr gutem Zustand, dagegen fahren die Züge nicht häufig, nur mit mässiger Geschwindigkeit und nur am Tage, und der Fahrplan wird nicht pünktlich eingehalten. Wir mussten in Konia übernachten, und das war wahrlich kein Luxus, denn wir waren vier Tage und drei Nächte hindurch nicht aus den Kleidern gekommen. Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise nach Afiun Karahissar (Opium Schwarzburg) fort.

Die düsteren Ruinen einer seldschukischen Burg beherrschen den hübsch gelegenen Ort, der seinen Namen der Opiumpflanze entlehnt, die hier angebaut wird. Die anatolische Hochebene ist zum grossen Teil Salzsteppe, aber die Eisenbahngesellschaft hat die Konzession für

die Anlage von Bewässerungswerken erlangt; ein deutsches Konsortium wird die Gelder dazu beschaffen.

Die anatolische Bahn verbindet das Herz Kleinasiens unmittelbar mit Konstantinopel. Sie geht von Afiun Karahissar über Eskischehr nach Haidar Pascha, wo die deutsche Eisenbahngesellschaft einen modernen Handelshafen angelegt hat und eine schlimme Konkurrentin der französischen Bahn Smyrna-Cassaba geworden ist, die früher den Warentransport aus dem Inland nach dem Abendland in Händen hatte. Zwischen beiden Gesellschaften herrscht nichts weniger als „entente cordiale". Als wir in Afiun Karahissar den Bahnhof der Smyrna-Cassaba-Bahn erreichten, war der Zug schon eine halbe Stunde vorher abgegangen, sodass wir fast vierundzwanzig Stunden zu unserer Verfügung hatten, um uns die schwarze Burg anzusehen, was ohne Zweifel mehr als reichlich Zeit war. Aber unsere Geduld sollte noch weiter auf die Probe gestellt werden. Am nächsten Tage kamen wir nicht weiter als bis nach Uschak, wo der Bahnhofsvorsteher uns mitteilte, dass die Bahnstrecke infolge von Überschwemmungen grossen Schaden gelitten habe. Das Frühjahr 1907 zeichnete sich in ganz Kleinasien durch heftige Regengüsse aus, und auch die anatolischen Bahnen haben unter den Folgen dieser Dauerregen zu leiden gehabt, sodass die nach Konstantinopel fahrenden Reisenden sich in nicht viel günstigerer Lage als wir befanden. Wir setzten auf

gut Glück unsere Reise fort, bemerkten aber bald, dass etwas nicht ganz in Ordnung sei. Ein Erdsturz hatte den Ausgang des Tunnels No. 13 fast ganz versperrt, sodass der Zug nicht weiter konnte. Wir mussten am Ausgang des Tunnels aussteigen und warten, bis ein anderer Zug uns wieder abholte. Und um das Mass voll zu machen, hatte eine Brücke unterhalb der Stadt Alacheir dermassen Schaden gelitten, dass sogar Fussgänger nicht mehr zugelassen wurden. Wir fuhren also wieder nach Alacheir zurück, ohne eine Ahnung zu haben, wann wir unsere Reise würden fortsetzen können. Der Bahnhofsvorsteher, ein Franzose, war sehr liebenswürdig und stellte uns einige Betten zur Verfügung, die Eisenbahngesellschaft dagegen beeilte sich nicht, uns aus unserer Gefangenschaft zu erlösen. Wir wandten uns telegraphisch an den niederländischen Konsul in Smyrna, der sich bereitwilligst für uns verwendete. Seine Bemühungen hatten guten Erfolg, denn nach einem vierzigstündigen Aufenthalt in Alacheir durften wir zu Fuss über die Eisenbahnbrücke gehen, die man notdürftig gestützt hatte; und an der anderen Seite erwartete uns der Zug, der uns nach Smyrna brachte. Der Boden hier kam mir viel besser vor als der in der anatolischen Hochebene, aber die Gegend hatte furchtbar unter den Überschwemmungen gelitten; und einige Tage vorher waren sogar Menschen und Tiere hier im Hochwasser umgekommen. Nachdem wir schon vom

Zuge aus einen weiten Ausblick über die Bucht von Smyrna gehabt hatten, kamen wir am Abend dort an und nahmen Abschied von den kleinasiatischen Eisenbahnen.

„Smyrnas ganze Schönheit liegt in seinem Hafen" sagt Dr. KUYPER in seinem Werke: „Om de oude Wereldzee". Dieses Urteil giebt ganz den Eindruck wieder, den jeder Besucher von Smyrna bekommen muss. Ein Rundgang durch die Stadt lohnt sich kaum, dagegen kann man am Hafen stundenlang verweilen. Am Kai ist das alte Handelshaus VAN DER ZEE, dessen Senior-Chef, der alte Herr VAN DER ZEE, der Typus eines Amsterdamer Kaufmannes aus dem achtzehnten Jahrhundert ist. Die niederländische Kolonie in Smyrna zählt viele Mitglieder, sämtlich niederländische Untertanen; aber schade, dass nur einzelne von ihnen Holländisch verstehen!

Von Smyrna aus besuchten wir die Ruinen von Ephesus, die jedoch lange nicht einen so überwältigenden Eindruck machen wie die Riesenbauten von Baalbek. Die Überreste des Theaters, das für 50000 Besucher Platz gehabt haben soll, sind noch verhältnismässig am besten erhalten geblieben.

In der Umgegend von Smyrna lässt die Sicherheit viel zu wünschen übrig. Es giebt Räuber, die ein Gewerbe daraus machen, Leute mit einigem Vermögen zu entführen und dann ein Lösegeld für ihre Freilassung zu verlangen. Wir kamen glücklicherweise ohne einen

derartigen Zwischenfall davon und begaben uns an Bord eines rumänischen Dampfers, der nach Konstantinopel fuhr. Nachts kamen wir an Mytilene vorbei und waren morgens schon sehr früh auf dem Verdeck, um die Einfahrt in die Dardanellen zu sehen, wo türkische Festungswerke die alte Welthauptstadt gegen einen eventuellen Angriff von der Seeseite her schützen. Nachdem wir die Dardanellen verlassen hatten, trennte uns noch das Marmara-Meer von Konstantinopel, das sich endlich gegen Mittag unseren Blicken darbot.

An eine Beschreibung von Konstantinopel will ich mich nicht wagen. Ein Fremder, der zum ersten Mal hin kommt, muss ein obligates Programm erledigen. Oben vom Turme von Galata genossen wir das Panorama der Stadt und der Umgebung. Wir sahen das Gebäude der russischen Botschaft, das wie eine kleine Festung aussieht, zahlreiche Moscheen, von denen wir einzelne später besuchten, ebenso wie das Museum mit dem bei Sidon ausgegrabenen sogenannten Alexandersarkophag. Eine Bootfahrt auf dem Bosporus bis an den Eingang des Schwarzen Meeres stand mit auf unserem Programm, und am Tage vor unserer Abreise ritten wir zu den alten, hier noch ziemlich gut erhaltenen, byzantinischen Mauern, die aber, abgesehen von mehrfachen Belagerungen, offenbar auch durch Erdbeben viel Schaden gelitten haben. Von dem Kirchhofe von Eyoub stiegen

wir nach dem Goldnen Horn hinunter und kehrten durch Stambul nach unserem Hotel zurück.

In Konstantinopel besuchte ich den Oberrabiner. Nach den türkischen Gesetzen geniessen die jüdischen Gemeinden unter ihren Oberabbinern grosse Selbständig-



Auf dem Bosporus

keit; der Oberrabbiner (Chacham-Baschi) ist türkischer Beamter. Der Chacham-Baschi von Konstantinopel, ein alter, kränklicher Mann [1]), hörte mit grossem Interesse, was ich ihm von den jüdischen Kolonien in Palästina erzählte. Er ist jedoch offenbar kein Freund von den Unterrichtsanstalten der Alliance Israélite im

1) Seitdem durch eine jüngere Kraft abgelöst.

Orient. Er missbilligte das hier herrschende französische System, das ihm zu modern war. Es kam mir vor, dass er in seinem Tadel zu weit ging, und dass er alles Gute, das die Alliance zustande gebracht hat, übersah.

Durch die Vermittelung der niederländischen Gesandtschaft erlangten wir Zutritt zu dem Selamlik, der Parade, die jeden Freitag abgehalten wird, wenn der Sultan sich nach der Moschee begibt, und an der nur auserlesene Mannschaften teilnehmen. Ein wirklich glänzendes militärisches Schauspiel bieten diese Truppen, wenn sie, vor dem Sultan aufgestellt, den Herrscher mit lautem Jauchzen begrüssen. Aus Furcht vor Attentaten werden die Zuschauer in gehöriger Entfernung gehalten. Überhaupt haben die für das Leben des Sultans verantwortlichen Personen aus Furcht vor Angriffen ein sehr kompliziertes Spionagesystem ins Leben gerufen, das einen fortwährenden Druck auf die Konstantinopeler Bevölkerung ausübt. So erfuhr ich von dem Chef eines grossen Handelshauses, dass durch das Gefühl der Unfreiheit und der Scheu, sich unter dem herrschenden Regime zu äussern, Handel und Verkehr grossen Schaden litten.

Für mich bedeutete dieser Selamlik das Ausläuten meiner Reise im Orient, da noch an demselben Tage der Orientexpress uns der Heimat entgegenführte. Ich hatte meine Reise nach Wunsch vollbracht und war dankbar und glücklich, nach einer Trennung von mehr

als drei Monaten die Meinigen gesund und froh wiederzusehen.

Den verschiedenen niederländischen Vertretern im türkischen Reiche möchte ich hier meinen herzlichen Dank aussprechen für das freundliche Entgegenkommen, das mir immer zu Teil wurde, wenn ich mich um Rat oder Beistand an sie wandte.

Es ist das grosse Verdienst des Barons Edmond de Rothschild, dass er der jüdischen Kolonisation Palästinas sein Herz und seine Börse stets offen gehalten hat. Er hat dabei vielerlei Enttäuschungen erfahren, besonders dadurch, dass Personen, in die er sein Vertrauen gesetzt, sich dieses Vertrauens oft nicht wert zeigten. An der Spitze der Kolonien standen *seine* Verwalter; aber die Kontrolle war ungenügend. Noch heute spricht man in Palästina über die vielen Fehler und Nachlässigkeiten der früheren Administration. Es hatte eine Zeit lang den Anschein, als ob man diesen Versuch zur Kolonisation des alten Jüdischen Landes als misslungen betrachten müsse, und mancher andere würde die Hände in den Schoss gelegt haben. Als Rothschild die Hiobspost überbracht wurde, dass sich in den Trauben auf Sichron Jakob die Phylloxera zeigte, war seine erste Tat, dem Verwalter zu depeschieren: „Beruhigt die Kolonisten.“ Diese einfachen

Worte stellen Rothschild ein schönes Zeugnis aus, und zugleich enthielten sie das Versprechen: „Je maintiendrai!" Und es muss anerkannt werden, dass Rothschild dieses Versprechen voll und ganz gehalten hat, und dass er es gewesen ist, der die jüdische Kolonisation in Palästina vor dem Untergang zu bewahren verstand.

Als im Jahre 1882 nach den grossen Judenhetzen in Russland ein Häuflein russischer Juden nach Palästina zog, um Land zu kaufen und Häuser zu bauen, siedelten sie sich nicht weit von *Jaffa* an, dort, wo jetzt die blühende Kolonie Rischon le Zion liegt. Aber sie sahen bald, dass sie sich ohne Unterstützung nicht würden halten können. Schon im Anfang hatten sie unter Wassermangel zu leiden. Zur Abhilfe dieses Übelstandes stellte Rothschild gleich dreissigtausend Francs zur Verfügung. Nachdem man geraume Zeit gegraben, hatte man endlich Wasser gefunden. Mit welcher Freude wurde es begrüsst! Es wurde mit grossem Jubel getrunken, obwohl es noch mit Erde vermischt war. Man fing jetzt an, Gerste und Korn anzupflanzen, aber die ersten Ernten waren unbefriedigend. Rothschild fuhr fort, sich für die Kolonie zu interessieren, und schickte einen Vertrauensmann hin, um an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen. Das Resultat war, dass er weitere dreihunderttausend Francs zur Verfügung stellte und nach und nach Gelder für andere Kolonien hergab. Es kamen jetzt

Verwalter und Direktoren, von denen manche leider nur darauf ausgingen, in kurzer Zeit reich zu werden. Rothschild wurde von allen Seiten bestohlen; die Unkosten wuchsen ins Unendliche, und die Kolonien waren gänzlich von dem „bon plaisir" der Verwalter abhängig.

Die Kolonisten hatten bald begonnen, Reben zu pflanzen; sie hatten dazu natürlich die einheimischen Sorten genommen, die in Palästina herrlich gedeihen. Wussten sie doch noch, wie eine grosse Weintraube von zwei Männern auf einem Tragstock getragen wurde! Aber die Administration hiess sie ihre Reben ausgraben und an deren Stelle französische Reben anpflanzen. Später kam man auf den Gedanken, dass, wenn in den Kolonien hauptsächlich Weinbau getrieben werden sollte, die Kultur der feinsten Weinsorten auch die einträglichste sein würde. Und nun wurden die Trauben abermals ausgegraben und durch noch bessere französische Sorten ersetzt.

Jedoch die Resultate entsprachen keineswegs den Erwartungen. Die Kolonisten erhielten zwar für ihre Trauben einen von der Administration festgesetzten Preis, allein man konnte keinen Absatz für den Wein finden, und die Keller der Kolonie füllten sich immer mehr. Man war genötigt, den Preis, der den Kolonisten gezahlt wurde, wiederholt herabzusetzen, und es war klar, dass man damit nicht weiter kommen konnte. Der Fehler lag darin, dass man sich hauptsächlich auf den Weinbau

verlegt hatte, ohne sich zugleich Rechenschaft darüber zu geben, dass, solange dem Wein kein gehöriger Absatz gesichert sei, die Kolonisten sich auch keine selbständige Existenz schaffen können.

Das Verhältnis zwischen der Administration und den Kolonisten liess infolgedessen manches zu wünschen übrig. So hatte man z. B. in der Kolonie Ekron fortwährende Zänkereien zwischen den Kolonisten, Landbauern aus Südrussland, die Ackerbau treiben wollten, und den Verwaltern, die sie zwangen, Obstbäume zu pflanzen, bis schliesslich die Kolonisten ihren Willen durchsetzten, was ihnen denn auch bis jetzt nur von Vorteil war.

Unglücklicherweise wurde aber bei allen Enttäuschungen die Schuld an dem Misserfolge dem Lande zugeschrieben. Es hiess, dass nichts gelingen wollte, während doch der Fehler nirgendwo anders lag als bei der wenig einsichtsvollen und oft verschwenderischen Administration, die Ziergärten und Parks anlegte, zu deren Pflege, ja auch nur zu deren leidlicher Erhaltung jetzt das Geld fehlt.

Es wird niemanden wunder nehmen, dass eine solche Verwaltung moralisch einen schlechten Einfluss auf die Kolonisten ausübte, die es allmählich als selbstverständlich zu betrachten anfingen, dass Rothschild die Pflicht habe, allen ihren Nöten abzuhelfen. So wurde seiner Zeit in der Kolonie Rosch-Pinah eine Seidenspinnerei errichtet,

und die damalige Administration liess kostspielige Maschinen aus Frankreich kommen. Aber die Fabrik musste bald wieder geschlossen werden, weil die Kolonisten nicht mitarbeiteten: sie waren zu faul dazu, und anstatt sich die Mühe zu geben, mit der Zucht von Seidenraupen sich einen hübschen Nebenverdienst zu sichern, lebten sie in der Zuversicht, dass sie ja auch ohne angestrengte Arbeit, dank dem allmächtigen Rothschild, ihr tägliches Brot haben würden. Heutzutage herrscht ein besserer Geist; die Kolonisten, die nicht arbeiten wollen, verschwinden nach und nach, und es heisst jetzt, dass die Spinnerei von Rosch-Pinah wieder eröffnet werden wird, was natürlich nur möglich ist, wenn die Kolonisten für genügende Lieferung von Cocons sorgen werden.

Ein eben so schlechtes Beispiel gaben die Kolonisten von Jemma, wo der Boden sehr fruchtbar ist. Man hatte Wasser dorthin geleitet und war dabei nicht sehr sorgfältig verfahren, sodass das wegfliessende Wasser in der unmittelbaren Nähe der Kolonie Pfützen bildete. Nun sollte man denken, dass die Kolonisten selber die Wasserleitung in Ordnung gebracht hätten, besonders da der Gesundheitszustand, der früher nichts zu wünschen übrig gelassen hatte, jetzt schlechter wurde. Allein sie waren anderer Meinung; es wurden Versammlungen anberaumt, und das Ergebnis war, Rothschild solle nur dafür sorgen, diese Angelegenheit ins Reine zu bringen.

Man hat von Anfang an den Kolonisten alles zu

bequem gemacht. Als sie ankamen, fanden sie in ihren Wohnungen Hausgerät und sogar Werkzeuge vor. Die gebratenen Tauben flogen ihnen nur so in den Mund. Es wurde ihnen genau gesagt, was sie zu tun hätten, und das Resultat war, dass sie überhaupt nicht mehr für sich selbst sorgen konnten, und dass nur wenige sich zu tüchtigen, unabhängigen Ackerbauern emporzuarbeiten verstanden. Grenzstreitigkeiten und daraus hervorgehende Prozesse waren an der Tagesordnung. In der Hoffnung, durch eine neue Verwaltung einen frischeren Geist in den Kolonien anzuregen, übertrug ROTHSCHILD schliesslich die Verwaltung der Kolonien, die ihn während eines zwanzigjährigen Zeitraums mehr als 40 Millionen Francs gekostet hatten, der Jewish Colonisation Association. Aber als unter diesem neuem Regime die Lage nicht viel besser wurde und die Verluste wuchsen und wuchsen, gab ROTHSCHILD seine Einwilligung, das Land unter die Kolonisten bei für diese sehr günstigen Bedingungen zu verteilen und die Verwaltung der inneren Angelegenheiten nach und nach den Kolonisten zu übertragen. Die Kolonisten gruben einen Teil der Reben aus und pflanzten an deren Stelle Apfelsinen- und Mandelbäume. Gerste und Korn wurden angebaut, Oelbäume gepflanzt, und in verhältnismässig wenigen Jahren entfalteten sich die früheren philanthropischen Treibhäuser zu lebensfähigen Kolonien, die fast ohne fremde Hilfe allein durchkommen konnten. Die Besserung der Lage

wird auch in klaren Worten in dem Jahresbericht der Jewish Colonisation Association anerkannt. Es heisst dort: „Unter den Kolonisten herrscht ein sehr guter Geist; sie fangen an zu verstehen, dass es möglich ist, in Palästina von dem Ertrag des Bodens bescheiden zu leben, ohne fortwährend finanzieller Stütze zu bedürfen.“ Ferner heisst es: „Die Kolonisten zahlen regelmässig die jährlichen Raten, um ihre Schuld an die Verwaltung abzutragen; sie sind voller Eifer und Unternehmungslust.“ Das klingt schon bedeutend besser als die Berichte der früheren Jahre! Uebrigens ist es nicht ROTHSCHILD allein gewesen, der die Zeche für die ihn vertretenden Personen hat bezahlen müssen! Es giebt zahllose Beispiele von ähnlicher Geldverschwendung, wovon ich hier nur noch eines anführen will. Als 1891 die Juden in grossen Mengen aus Moskau ausgetrieben wurden, schickten mehrere wohlhabende Familien Geld nach Palästina, um dort Land anzukaufen. Aber es stellte sich heraus, dass ihr Vertreter die mit dem Länderankauf für Fremde verbundenen Schwierigkeiten nicht genügend kannte. Und nachdem die Kaufsumme für mehrere Grundstücke schon bezahlt und viel Geld an Bakschisch ausgegeben war, konnte das Land nicht auf die Namen der Käufer übertragen werden.

Dies sind dunkle Seiten aus den ersten Jahren der jüdischen Kolonisation in Palästina. Berechnet man jedoch heute den Gesamtwert alles dessen, was in den Kolonien

geschaffen worden ist, den jetzt genügend bewässerten Boden, die grossen Apfelsinen- und Weingärten, die Oelbaumwälder, die Mandelbaumpflanzungen, die Gemüsegärten, die Wohnungen, die Weinkeller und alle anderen Gebäude, wo jetzt etwa 8000 Menschen eine Existenz finden, so gelangt man zu dem Schlusse, dass un-



Die Kolonie Rechoboth

geachtet der vielen Enttäuschungen die Millionen von ROTHSCHILD doch entsprechende reale Werte geschaffen haben.

Die Kolonien werden heute von Ausschüssen verwaltet, die von den Kolonisten selbst gewählt werden. Der Ausschuss schlichtet alle vorkommenden Streitigkeiten; und bis jetzt ist man ohne Polizei, ohne Soldaten und ohne Gefängnis ausgekommen.

Der Vorsitzende des Ausschusses ist gewöhnlich zugleich der „Muktar“, ein türkischer Beamter. Wir würden ihn Bürgermeister nennen. Seine Hauptaufgabe ist, dafür zu sorgen, dass die Steuern rechtzeitig eingetrieben werden. Die Zehntensteuer, der sogenannte „Osher“, d. i. die Bodensteuer mit einem zehnten Teil des Ertrags, ist nicht mit einbegriffen. Dieses Zehntel ist offiziell schon zu einem Achtel gestiegen, aber in Wirklichkeit wird von den Beamten oft noch viel mehr gefordert. Leider wird der Osher öfters verpachtet, und die Pächter nebst ihren Trabanten saugen die Bevölkerung aus. Es wird einem klar, wie das zugeht, wenn man weiss, dass der Bauer seine Ernte nicht einbringen darf, ehe der Wert derselben von dem Osherpächter eingeschätzt worden ist. Wenn letzterer nun ein Spitzbube ist, was öfters der Fall zu sein scheint, so schätzt er die Ernte viel zu hoch ein. Und der Bauer muss sich dieser Einschätzung in der Regel unterwerfen, weil er sonst grossen Schaden erleidet, wenn man ihn daran hindert, die Ernte einzubringen.

Aber auch wenn die Oshersteuer nicht verpachtet wird, geht es meistenteils nicht viel besser zu. Während nach türkischem Gesetz dem Scheich eines steuerpflichtigen Dorfes mitgeteilt wurden muss, wie hoch die Steuer des betreffenden Dorfes eingeschätzt ist, und es jedem Dorf erlaubt ist, die Steuer entweder in barem Geld oder, wenn es das vorzieht, in Naturalien zu ent-

richten, wird in der Praxis den Wünschen der Bevölkerung wenig Rechnung getragen. Die Beamten fordern meistens die Entrichtung der übermässigen Steuern in barem Geld. Und wenn ein Dorf sich weigert, so finden ohne weiteres widerrechtliche Verhaftungen statt, und die Leute werden eventuell erbarmungslos misshandelt.

Die Beamten scheuen sich sogar nicht, den Scheichs mit Gewalt ihre Siegel zu entreissen und in ihrer Gegenwart zwangsweise und ohne ihre Proteste zu beachten die Verpflichtungsscheine wegen der Bezahlung der den Dörfern auferlegten Steuern zu stempeln.

Diese Art, die Oshersteuern einzufordern, ist eine wahre Landplage, und es ist vorgekommen, dass die Bauern es vorzogen, ihr Land lieber nicht zu bebauen, als sich der Habgier der Beamten zu fügen. In der Türkei giebt es aber ein Gesetz, welches bestimmt, dass der Boden, der drei Jahre hindurch brach liegt, vom Staate konfisziert wird.

Leute, denen die türkischen Verhältnisse genau bekannt sind, behaupten, dass die Landesgesetze durchaus nicht schlecht seien, und dass sie dem Lande zum Segen gereichen könnten, wenn sie nur gewissenhaft befolgt würden.

Die Entwicklung des Ackerbaues in Palästina steht in engem Zusammenhang mit der Lösung der Osherfrage; man müsste es dahin zu bringen suchen, dass

die Regierung sich mit der Entrichtung einer bestimmten Summe per Dunam ($11^1/_3$ Dunam = 1 ha.) begnügte, wobei dann der Durchschnittsertrag der letzten fünf Jahre als Grundlage angenommen werden könnte. Es ist klar, dass unter den obwaltenden Umständen Privatpersonen nicht leicht die Initiative zu kostspieligen Meliorationen des Bodens ergreifen werden. Dennoch sehen die Ländereien in der unmittelbaren Nähe der Städte im allgemeinen gut gepflegt aus; auf dem Lande dagegen kümmert man sich überhaupt um nichts. Das Land gehört Fellachen, Beduinenstämmen und zum grossen Teil dem Sultan. Der Boden ist nicht teuer, sogar wenn man den unvermeidlichen Bakschisch mitrechnet, mittels dessen man die Eintragung des Bodens auf den Namen des Käufers ohne allzu grosse Verzögerung erlangen kann. Und im allgemeinen ist das Land fruchtbar genug, wenn es nur genügend kultiviert wird. Die jüdischen und deutschen Kolonien liefern den Beweis dafür. Auch die Bergabhänge sind vielfach zu Anpflanzungen geeignet, und immer wieder findet man Spuren früherer Kultur, wie zerfallene Terrassen, die in uralter Zeit dazu gedient haben, Boden und Wasser festzuhalten. Vorläufig aber ist niemand da, der die Mühe und die Kosten auf sich nimmt, die Terrassen wiederherzustellen. Andererseits ist in den letzten Jahrzehnten in mehreren Teilen Palästinas der Boden wieder kultiviert worden, und die Resultate haben gezeigt, dass das Land durchaus

nicht dürr und unfruchtbar ist, wie bisher immer erzählt wurde, sondern dass man im Gegenteil berechtigt ist, Palästina ein ganz hervorragend fruchtbares Land zu nennen. Was erzeugt dieses Land nicht alles! Gerste



Oelbaumwald

und Weizen, Bohnen, Oliven, Apfelsinen, Trauben, Aprikosen, Mandeln, Baumwolle und Tabak. Die Agronomen Bermann und Aaronsohn haben nicht weit von Tiberias Urweizen gefunden, gewiss ein Beweis, dass der Weizen hier heimisch ist. Auch die Papyruspflanze kommt

an mehreren Stellen in Palästina vor. Eine richtig geleitete und sachverständige Kolonisation wird mit diesen Tatsachen rechnen und mehr als früher darauf achten, dass man hauptsächlich diejenigen Produkte anbaut, die einen regelmässigen Absatz finden können. Der Erfolg wird dann gewiss nicht ausbleiben, und die vielfachen Enttäuschungen, wie man sie früher erfahren hat, werden dann definitiv der Vergangenheit angehören.

An erster Stelle wird der ägyptische Markt für die Produkte Palästinas in Betracht kommen. Man kann sicher sein, dass die herrlichen Trauben, heute in den jüdischen Kolonien gepflückt, morgen die Tische in Kairo schmücken werden, und dass die Kultur von Tafeltrauben gewiss nicht weniger einträglich als die Weinbereitung sein wird.

Wie mir scheint, ist es für diejenigen, die in Palästina Land zu erlangen wünschen, jetzt an der Zeit, sich zum Ankauf zu entschliessen. Besonders für die, die in der Lage sind, selber das Land zu bearbeiten oder die Bearbeitung zu beaufsichtigen. Die Osherfrage bleibt natürlich vorläufig eine grosse Schwierigkeit, dagegen kann man andererseits als sicher annehmen, dass, wenn diese Schwierigkeit behoben ist und sonstige wichtige Verbesserungen eingeführt werden, der Preis des Bodens wohl das Doppelte von dem, was man heutzutage dafür verlangt, und noch mehr erreichen wird.

Auch darf man nicht ausser acht lassen, dass das Land furchtbar vernachlässigt ist, und dass Jahre lang unbedingt sehr kostspielige Meliorationen notwendig sind, um auf die Dauer reiche Ernten erzielen zu können. Das Land, so wie es jetzt ist, kann die Lebensbedürfnisse einer neuen Bevölkerung, wenn diese in kurzer Zeit und in grossen Mengen herbeiströmt, nicht befriedigen. Anders würde freilich die Sache, wenn so reichliche Mittel zur Verfügung ständen, dass umfassende Massregeln eingeleitet werden könnten, wie Drainage und Bewässerungswerke, der Bau von Wegen und die Anpflanzung von Wäldern. Die Sümpfe würden verschwinden, fruchtbarer Boden wäre gewonnen und auch das immer Leben spendende Wasser.

Ich glaube, dass die Bewässerungsfrage in Palästina ohne unüberwindliche Schwierigkeiten gelöst werden kann. In den Bergen giebt es eine Menge Quellen, deren Wasser teils ins Meer strömt, teils in Pfützen verloren geht. In den Wintermonaten fällt reichlicher Regen, aber auch dieser wird wenig ausgenutzt. Habe ich doch gesehen, wie das Wasser die fruchtbare Erde von den Bergabhängen in die Ebene mitreisst, wo sich dann Lachen bilden, die in den Sommermonaten wieder ganz oder teilweise verdunsten, und durch die in der Umgegend Fieber erzeugt wird. All das Wasser, das jetzt verloren geht, könnte in Reservoirs aufgefangen und von dort nach den Ländereien geleitet werden. In den Sommer-

monaten wäre das eine Wohltat, wenngleich auch in dieser trocknen Zeit die Natur dem Landbauer zu Hilfe kommt. Dann fällt nämlich oft nachts reichlicher Tau, der einigermassen für den Regenmangel entschädigt.

Auch in die Ländereien, durch die der Jordan vom Tiberias-See bis in das Tote Meer strömt, könnte mit Leichtigkeit Wasser in Hülle und Fülle geleitet werden. Schon allein dieser Teil des Landes würde ein Volk ernähren können. Jetzt ist der Boden nur hier und da bebaut. Man denke sich dieses ganze Tal, das im Süden einen subtropischen Pflanzenwuchs aufweist, genügend bewässert und intensiv kultiviert — es würde Palästinas Herzader sein und Leben und Reichtum bringen von Nord nach Süd!

Als ich im Februar das Land bereiste, war man eifrig damit beschäftigt, für den Sommer den Boden umzupflügen; für den Winter dagegen pflügt man im November. Die Araber bestellen den Boden meistens noch nach der alten primitiven Art; sie pflügen lange nicht tief genug. Ein Jahr pflanzen sie Sesam oder Melonen, das nächste Jahr Gerste oder Weizen.

Vor dem Pflug sieht man oft einen Ochsen und einen Esel gespannt, oft auch ein Kamel. Es macht einen komischen Eindruck, ein so grosses Tier majestätisch vor einem meistens kleinen Pflug einherschreiten zu sehen. Noch merkwürdiger sieht es aus, wenn man

neben dem Kamel einen Esel vor dem Pflug erblickt. Man erzählte mir sogar, dass der Araber, um billig auszukommen, auch seine Frau mit dem Kamel zusammen vor den Pflug spannt; aber aus eigener Anschauung kann ich das nicht bezeugen.

Die Araber haben auch Orangen- und Oelbaumpflanzungen, aber ihre Gärten sehen lange nicht so gut aus wie die der Juden und Deutschen. In den Händen der Juden befindet sich erst ein ganz kleiner Teil des Bodens von Palästina, kaum 2°/₀, während die Zahl der Juden sich auf gut 100.000 beläuft bei einer Gesamtbevölkerung von etwa 700.000 Seelen. Dieses ungünstige Verhältnis muss der Anhäufung des jüdischen Proletariats in Städten wie Jerusalem, Tiberias und Safed zugeschrieben werden. Doch besitzt ROTHSCHILD noch 20000 Dunam Land bei Tiberias und 60000 Dunam ausgezeichnetes Land im Haurân, aber es musste an Araber verpachtet werden, weil es an jüdischen Landbauern fehlte. Dies ist wohl der ernstlichste Vorwurf, den wir der früheren Verwaltung machen müssen, deren Schuld es ist, dass man einen jungen kräftigen Bauernstand nur sehr sporadisch in Palästina antrifft. Uebrigens würden für dieses Land bei Tiberias und im Haurân gewiss Liebhaber unter denjenigen jüdischen Landbauern zu finden sein, die in den letzten Jahren in Russland von dem Boden, wo sie von alters her ansässig gewesen, vertrieben worden sind.

Aber es geht nicht an, die Leute auf brachliegendes Land zu bringen und es dabei bewenden zu lassen; man muss es mit Bauernwohnungen und weiterem Zubehör versehen. Das erfordert grosse Kapitalien, und sogar das Vermögen eines Rothschild hat schliesslich seine Grenzen!

Andererseits muss man sich davor hüten, wieder die Fehler des vorigen Systems zu begehen und es den Kolonisten zu leicht zu machen. Es liegt nun einmal in der menschlichen Natur, dass man dasjenige am meisten schätzt, worauf man viel Mühe, Zeit und Geld verwendet hat. Auch im jüdischen Charakter ist dieser Zug wohl ziemlich stark ausgeprägt. Das müssen wir berücksichtigen, und wenn wir die Mittel beschaffen, um den Boden zu verbessern und mit einfachen Bauernhöfen zu versehen, so müssen wir daran die Bedingung knüpfen, dass nicht alles von einer Seite kommt, und dass auch die Landbauer ihrerseits ihre Mittel zur Verbesserung des Bodens aufwenden. Sie müssten sich dann zugleich zu Ratenzahlungen verpflichten, durch die sie mit der Zeit Eigentümer des von ihnen bearbeiteten Bodens werden. Diese Aussicht wird gewiss viel mehr Arbeitslust bei den Kolonisten hervorrufen als das frühere Pachtsystem, und sie wird der beste Antrieb sein, damit die Kolonisten, falls etwa Missgeschick sie treffen sollte, nicht sofort die Arbeit aufgeben.

Es ist schon wiederholt vorgekommen, dass jüdische

Familien aus Russland, die sich im jüdischen Lande niederlassen wollten, sich an dortige Personen und Vereine gewendet haben, um durch deren Vermittelung Grundstücke zu erlangen, die schon in Kultur gebracht und mit Wohnungen und Stallungen versehen waren, wofür sie einen entsprechenden Preis zahlen wollten. Wie ich hörte, soll der Preis für 200 Dunam Land samt den Kosten für Verbesserung, Anpflanzungen und Bearbeitung innerhalb eines Zeitraums von fünf Jahren nicht mehr als etwa fünfzehntausend Gulden betragen, und nach diesem Zeitraum soll von dem Ertrag des Bodens eine Familie von acht Personen sich reichlich ernähren können. Für die erforderlichen Arbeiten werden wohl stets jüdische oder arabische Kräfte zu finden sein.

Die Privatinitiative in Osteuropa könnte schon jetzt den Anstoss zum Ankauf von Ländereien z. B. in Galiläa geben. Der dortige Boden ist besonders zum Ackerbau geeignet, und mit dem Bau von Eisenbahnen hat man schon einen Anfang gemacht. Ausgezeichneten Boden findet man in den jüdischen Kolonien bei Tiberias. Viehzucht und Milchwirtschaft sah ich nur wenig; hauptsächlich beschäftigt man sich damit in den Kolonien Sarona und Wilhelma und in der jüdischen Kolonie Sedjerah.

Die russischen und rumänischen Juden, die über genügende Mittel verfügen, könnten sich schon jetzt in

Palästina ansiedeln und dort Land kaufen. Um die Sicherheit ihrer Person und ihres Eigentums wird es dort nicht schlechter bestellt sein als in ihrem gegenwärtigen Wohnort, und wie ich hörte, lässt das Verhältnis zwischen den Juden und den Mohammedanern im allgemeinen nichts zu wünschen übrig. In den jüdischen Kolonien ist es wiederholt vorgekommen, dass bei Streitigkeiten zwischen Juden und Arabern auch diese letzteren sich lieber der Entscheidung des jüdischen Ausschusses unterwarfen, als dass sie an das Urteil des türkischen Richters appellierten.

Judenhetzen, wie sie in Russland und Rumänien stattgefunden haben, sind unter zuverlässigen Behörden von der mohammedanischen Bevölkerung in Palästina nicht zu erwarten, aber es ist immerhin nicht undenkbar, dass nach dem Prinzip „Teile und herrsche" türkische Beamte es unter Umständen für nützlich halten werden, die arabische Bevölkerung gegen die jüdische aufzuhetzen. Diese Möglichkeit muss jeder, der sich in Palästina ansiedeln will, wohl erwägen. Nur eine auf fester Grundlage ruhende jüdische Selbstverwaltung, die unter türkischer Oberherrschaft stände, könnte hier auf die Dauer die nötige Sicherheit gewähren.

Es wird geboten sein, jetzt an erster Stelle von der türkischen Regierung die Aufhebung des Verbotes zu erlangen, kraft dessen es den Juden untersagt ist, sich in Palästina anzusiedeln. Dieses Verbot wird zwar in

der Praxis nicht strenge durchgeführt, aber böswillige Beamte könnten es doch als Mittel zur Erlangung von Bakschisch ausnutzen und darum ist es besser, diese Angelegenheit offiziell ins Reine zu bringen.

Durch die Intervention der europäischen Mächte wurde dieses Verbot dergestalt abgeschwächt, dass „Pilgern“



Die Kolonie Melhamie

der Besuch des Landes und ein dreimonatlicher Aufenthalt daselbst gestattet wurde. Die Pässe, die sich im Besitz dieser Pilger befanden — und als solche wurden bis jetzt ausnahmslos alle einwandernden russischen Juden betrachtet — wurden ihnen bei ihrer Ankunft von den

türkischen Behörden abgenommen, und statt dieser erhielten sie rote Pässe, die für einen dreimonatigen Aufenthalt giltig waren. Diese russischen Einwanderer wurden nicht nur ohne irgendwelche Schwierigkeiten zugelassen, sondern es ist bis jetzt auch noch nie vorgekommen, dass diejenigen, die sich dann für immer in Palästina angesiedelt haben, wegen ihres dortigen Aufenthaltes belästigt worden wären.

Wenn nun wohlhabende Auswanderer, die sich selbstverständlich vorher über den zum Ankauf in Aussicht genommenen Boden hinreichend erkundigen mögen, sich in Palästina niederlassen, so werden auch im Laufe der Jahre Minderbemittelte, sei es auch anfangs als Arbeiter, nach Palästina auswandern können und dort leichter als jetzt ihren Unterhalt verdienen.

Je mehr Boden in Palästina in jüdischen Besitz gelangt und von einem jüdischen Bauernstand bebaut wird, desto eher wird das jüdische Problem gelöst werden.

Möge dann, wenn die Zeit dazu gekommen sein wird, das jüdische Privatvermögen in der ganzen Welt, wenigstens zum Teil, in palästinensischen Boden umgesetzt werden! Das Ideal des gemeinschaftlichen Bodenbesitzes liegt noch in weiter Ferne; verschiedene Experimente auf diesem Gebiete haben bis jetzt noch nicht zu irgendwelchem bedeutenden Resultat geführt. Und ich glaube nicht, dass der jüdische Bauer besser oder verträglicher sein wird als sein Kollege anderer Nationalität. Wir

werden abwarten müssen, wie der Privatgrundbesitz sich in Palästina entwickeln wird. Vielleicht wird es im Laufe der Jahre möglich sein, das Acker-, Garten- und Wiesenland zu Einheiten zu reduzieren und das Land je nach der Beschaffenheit in Klassen einzuteilen; ferner zu bestimmen, dass niemand mehr als eine gewisse Anzahl Einheiten besitzen dürfe, wobei selbstverständlich die Personenzahl der Familie berücksichtigt werden müsste und ausserdem mehrere Personen sich zusammentun dürften. Es wäre zu untersuchen, ob es möglich ist, etwas in diesem Sinne durchzuführen und einer Umgehung dieser Bestimmungen in grossem Masstabe vorzubeugen.

Es ist klar, dass die jüdische Kolonisation in Palästina ihren Kern in einem jüdischen Bauernstand haben muss, um den sich alles Uebrige gruppieren wird. Dem Ackerbau muss also mit aller Kraft Vorschub geleistet werden, und die junge Generation muss so erzogen werden, dass ein intelligenter Bauernschlag daraus erwächst. Wir müssen in Palästina unsere Ackerbauschulen haben; an Schülern wird es gewiss nicht fehlen. Und die besten unter ihnen werden wir zu unseren künftigen Lehrern ausbilden. An gutem Material zu Landbauern mangelt es unter den Juden in Palästina nicht. Einige Kolonien liefern den Beweis dafür: die Kolonisten arbeiten fleissig, und es geht ihnen gut.

Und eben weil es ihnen gut geht, eifern die andern ihnen auch immer mehr nach. Ueber die Geschichte der jüdischen Kolonisation in Palästina habe ich auch manches von einem der in Jaffa lebenden Konsuln erfahren, der von Anfang an die Kolonisation aufmerksam verfolgt hat. Im Gegensatz zu der vielfach herrschenden Meinung über den jüdischen Charakter ging das Urteil dieses Konsuls, eines Landeskindes, dahin, dass der Jude ohne Zweifel zum Ackerbau geeignet sei, und dass er tüchtig arbeiten könne. Es versteht sich von selbst, dass auf diejenigen, die aus anderen Gegenden kommen und nicht an körperliche Arbeit gewöhnt sind, das Klima seinen Einfluss geltend macht. Für solche ist die radikale Aenderung ihrer Lebensgewohnheiten nicht leicht, auch sind sie schwerer Arbeit häufig nicht gewachsen. Aber die Erfahrung hat uns gelehrt, dass die jüngere Generation schon bedeutend kräftiger ist, und dass Klima und äussere Umstände in keiner Weise mehr ungünstig auf sie einwirken. Es leben hier übrigens die in Palästina und den benachbarten Ländern heimischen arabischen Juden, die von alters her in diesen Gegenden ansässig sind, namentlich die Juden, die aus Yemen, im Süden von Arabien, gekommen sind. Man muss Land und Volk schon sehr genau kennen, um diese von den andern Arabern unterscheiden zu können.

Ich möchte das jüdische Volk mit dem jüdischen

Land vergleichen. Hier sowohl als dort ist noch das Echte, das Wunderbare, das Schöne, das Fruchtbare.



Allee auf dem Karmel

Aber beide sind verlassen und beide sind verwahrlost, und beide stehen unter fremder Herrschaft. Auch das

jüdische Volk hat seine brachliegenden Felder, seine Dürre und seine verderbenbringenden Sümpfe und Moräste. Aber es hat, Gott sei Dank, auch noch seine Blumen und seine Früchte, und so wie das Wasser dem jüdischen Land immer wieder neues Leben schenkt, so verleiht das jüdische Gemüt dem jüdischen Volke immer wieder Leben und Energie und befähigt es zu stets erneuter Produktivität. Das Volk hat noch seine innere Kraft, und es fängt wieder an aufzuleben, so wie sein Land. Wohl ist es noch immer ein hartnäckiges Volk, aber es kann sich einer Führung unterwerfen. Und ebenso wie man das Land bearbeiten muss, um es zu verbessern, so müssen auch wir an uns selbst arbeiten und uns zu erheben suchen aus den Sümpfen und Morästen, in denen wir Gefahr laufen zu ersticken.

Von den 75000 Einwohnern von Jerusalem sind ungefähr zwei Drittel Juden, von denen die überwiegende Mehrzahl ein Parasitenleben auf Kosten ihrer ausserhalb Palästinas lebenden Stammesgenossen führt. Diese Leute werden von der sogenannten „Chalukah“ unterstützt. Darunter versteht man die von den jüdischen Gemeinden in der ganzen Welt gesammelten Beiträge, die nach dem Heiligen Land geschickt werden. Die ursprüngliche Absicht war, mit diesen Geldern fromme Leute in den Stand zu setzen, sich im jüdischen Lande ganz dem jüdisch-religiösen Studium zu widmen, aber

obgleich man diesen Zweck dem Buchstaben nach noch erfüllt, so hat doch dem Sinne nach diese edle Stiftung ihrer eigentlichen Bedeutung grösstenteils verloren und ist tatsächlich zu einer den Volkscharakter verderbenden Almosenverteilung entartet.

Jedes Land hat hier seine eigene Armenpflege; so auch Niederland. Der Betrag der niederländisch-deutschen Chalukah, die von den Verwaltern aus Amsterdam nach Jerusalem geschickt wird, ist bedeutend geringer als derjenige der Chalukah aus Russland, Ungarn und andern Ländern; aber dagegen giebt es in Palästina auch nur wenige Juden niederländischer oder deutscher Herkunft. Dies ist die Ursache, dass der niederländische Jude, der seinen Anteil aus der Chalukah empfängt, ein grösseres Einkommen hat als die meisten seiner Kollegen einer anderen Landsmannschaft. Ausserdem wird bei der Austeilung der Chalukah die Grösse der Familie in Betracht gezogen. Je mehr Kinder, desto grösser ist der Anteil an der Chalukah. Wie diese heutzutage ausgeteilt wird, ist es durchaus keine Seltenheit, dass Leute daraus ihren Anteil erhalten, die diese Unterstützung sehr gut entbehren könnten. Es ist ein festes Einkommen geworden, und in Jerusalem betrachtet man den Anteil an der Chalukah so gut als ein Existenzmittel wie jedes andere. Wenn der Verfasser dieser Schrift sich mit seiner Frau und fünf Kindern in Jerusalem ansiedeln sollte, um sich dort dem Studium des Talmuds

und der Thorah zu widmen, so würde er berechtigt sein, seinen Anteil an der Chalukah zu empfangen, und der Betrag, den er erhielte, würde genügen, um den Lebensunterhalt einer bürgerlichen Familie zu bestreiten. Aber er würde verpflichtet sein, seine Kinder nach der Talmud-Thorahschule zu schicken, wo ihnen kein allseitig bildender Unterricht zu Teil würde. Ich werde später noch einmal auf diese Schulen zurückkommen; indessen möchte ich hier die Tatsache nicht unerwähnt lassen, dass wirklich armen Eltern, deren Kinder andere Schulen besuchten, der ihnen zukommende Anteil an der Chalukah nur aus diesem Grunde vorenthalten worden ist. Solche Bedingungen müssen notwendig Heuchelei und Scheinfrömmigkeit hervorrufen und auf die jüdische Bevölkerung in Jerusalem einen demoralisierenden Einfluss ausüben. In letzter Zeit ist ein Streben nach besserer Verwaltung der Chalukahgelder merkbar. So beschlossen die Verwalter der niederländisch-deutschen Chalukah, in Jerusalem ein Bureau zu eröffnen, das mit einer systematischeren Verteilung der Gelder beauftragt sein und ausserdem zum Zweck haben wird, der jüdischen Bevölkerung auch Arbeit zu verschaffen.

Wenn wir uns mit der Chalukahfrage beschäftigen, müssen wir zugleich dem in Jerusalem üblichen „Schnorr“-System unsere Aufmerksamheit widmen. In Jerusalem wird die Bettelei in grossem Stil betrieben und — mit Erfolg. Von hier aus ergiesst sich über die ganze Welt

ein Strom von Bettelbriefen, oft begleitet von Gegenständen aus Olivenholz, getrockneten Blumen u. s. w. Es ist eine Spekulation auf die Liebe der Juden zum Heiligen Lande, und die Erfahrung hat gelehrt, dass bei dieser Spekulation die guten Chancen die schlechten bei weitem übertreffen. Denn wenn auch die meisten Bettelbriefe nicht beachtet werden, bei denjenigen, die ihren Zweck erreichen, kommen die Absender doppelt und dreifach auf ihre Kosten! An Porto allein werden auf diese Weise jährlich Hunderttausende vertan! Das ist keineswegs übertrieben, und in Jerusalem ist es auch kein Geheimnis, ebenso wenig wie die Tatsache, dass die Gaben unserer über die ganze Welt verbreiteten freigebigen Stammesgenossen in den Taschen der Berufsbettler in Jerusalem verschwinden. Das hier erwähnte Gewerbe wird übrigens nicht nur von einzelnen Bettlern betrieben, und ebensowenig haben die Juden das ausschliessliche Privileg. Nicht weniger huldigt ihm ein grosser Teil der anderen Einwohner Jerusalems, und auch die vielen grösseren und kleineren „mildtätigen“ Vereine, mit denen die Heilige Stadt so reichlich versehen ist. Mehrere dieser Vereine verdanken ihre Existenz sogar ausschliesslich diesem Schnorrsystem. Und unter den Unternehmern dieser Vereine gibt es viele, die das französische Sprichwort: „Charité bien ordonnée commence par soi-même“ ausgezeichnet in Anwendung zu bringen verstehen.

Es ist klar, dass man das Chalukah- und Schnorrsystem nicht mit einem Schlage wird abschaffen können. Das wäre auch nicht einmal wünschenswert, denn dann würden tatsächlich Hunderte von Familien vor Hunger und Elend umkommen. Aber es wäre doch möglich, allmählich die Chalukahgelder anderweitig zu verwenden und so schliesslich zur gänzlichen Abschaffung des jetzt herrschenden Systems zu gelangen.

Als ich mich Ende Februar 1907 in Jerusalem befand, war die jüdische Gemeinde in der grössten Aufregung anlässlich der Ernennung eines neuen Oberrabbiners. Herr Antébi, der energische Direktor der Gewerbeschule der Alliance Israélite, hatte sich viele Mühe gegeben, die Wahl des Rabbi Jakob Meïr durchzusetzen. Mir wurde der Vorzug zu Teil, die Bekanntschaft dieses Rabbi zu machen, und ich lernte in ihm einen Mann von feiner Bildung und reichem Wissen kennen, der von dem Wunsche beseelt war, den in Jerusalem herrschenden Uebelständen abzuhelfen.

Aber die Gegner, die nichts von Veränderungen wissen wollten, intrigierten gegen Jakob Meïr sogar in Konstantinopel, wo er dem damaligen Chacham Baschi, dessen Ratschläge in diesen Dingen beim Sultan ein geneigtes Ohr fanden, als „gefährlich modern" geschildert wurde. Die verbündeten Gegner triumphierten, und die tatsächlich schon erfolgte Wahl des Rabbi Jacob

Meïr zum Oberrabiner von Jerusalem wurde vom Sultan nicht bestätigt. Offenbar hat später ein ihm günstigerer Wind geweht, denn wie ich vernahm, wurde Jakob Meïr Ende des Jahres 1907 als Oberrabiner der bedeutenden jüdischen Gemeinde nach Saloniki berufen.

Wenn wir versuchen wollen, dem jüdischen Volke zu helfen, und zwar im Jüdischen Lande, so müssen wir mit den dort schon ansässigen Juden anfangen. Und dann müssen wir uns die Erfahrungen anderer zu nutze machen, die mit demselben Ziel vor Augen schon lange Jahre tätig gewesen sind.

Wir haben gesehen, dass Almosengeben nicht das Mittel ist, die jüdische Bevölkerung aufzurichten, und dass die fortwährende Bevormundung einer aufoktroyierten Verwaltung ebenso wenig imstande gewesen ist, zu dem erwünschten Ziel zu führen. Die Erfahrung hat uns gelehrt, dass man seinen Zweck auch nicht erreichen wird, wenn man ins Blaue hinein allerlei Unternehmungen ins Leben ruft. Das haben wir an der Seidenspinnerei in Rosch-Pinah gesehen, die ebenso wenig Erfolg hatte wie eine Flaschenfabrik, zu der Rothschild seinerzeit ebenfalls die Mittel gegeben hatte. Dieselbe Erfahrung hat man mit dem forcierten Weinbau gemacht, der erst seit kurzem wirklich prosperiert. Alles war eben künstlich ins Leben gerufen worden und stützte sich nicht auf ein wirkliches Bedürfnis. Heut-

zutage sucht man sein Heil in der Anpflanzung von Orangen, und der Erfolg entspricht den Erwartungen. Aber doch scheint es mir, als ob man sich unter dem Druck niedriger Weinpreise etwas allzu rasch zum Ausgraben der Rebstöcke entschlossen hätte. Die kleineren Grundbesitzer haben das nicht tun können, weil die Anlage eines Orangengartens äusserst kostspielig ist, und vielleicht werden sie in Zukunft doch noch froh sein, dass sie ihre Reben behalten haben!

Es ist unsere Aufgabe, in Palästina die jüdische Bevölkerung womöglich zur Selbständigkeit zu bringen, und es will mir scheinen, dass wir gut daran tun werden, so viel als irgend möglich die Privatinitiative zu fördern und zu leiten. Bei Leuten, die sich aus eigener Kraft emporarbeiten können, müssen wir doppelt vorsichtig sein mit der künstlichen Schaffung neuer Verhältnisse, was auch bei der besten Leitung leicht demoralisierend wirken kann.

Wir werden auch mit dem Umstande rechnen müssen, dass nicht jeder zum Ackerbau geeignet ist, und dass wir ebenso gut Industrie und Handel fördern müssen, aber nur solange die Unternehmer innerhalb bestimmter Schranken bleiben. Denn grosse industrielle Unternehmungen, wie unsere moderne Gesellschaft sie kennt, sind in Palästina noch nicht am Platze und würden dort wahrscheinlich mit Enttäuschungen enden. Vorläufig wird wohl die Kleinindustrie dem Bedürfnis der Bevölkerung

vollständig genügen. Selbstverständlich ist dabei in Palästina ebensowenig als anderwärts jedwedes Risiko ausgeschlossen, aber unter guter Leitung werden Industrie- und Handelsunternehmungen gewiss den Erwartungen entsprechen. Und solche Unternehmungen werden auch von der Anglo-Palestine Company im Verhältnis zu ihrer Kreditfähigkeit unterstützt.

Die Kunstgewerbeschule „Bezalel“, an deren Errichtung auch die Zionisten tätigen Anteil genommen haben, wird dankenswerte Arbeit leisten, wenn sie ebenso wie die Gewerbeschule der Alliance Israélite tüchtige Handwerker heranbildet, und ihnen zugleich Kunstsinn beibringt. Bei der Errichtung dieser Bezalel-Schule, an deren Spitze Professor Boris Schatz steht, der sich mit ganzer Seele seiner Aufgabe widmet, ist man auch wohl etwas zu hitzig vorgegangen. Man hat sich insbesondere gleich auf die Teppichindustrie verlegt, und nun fürchte ich, dass man vielleicht enttäuscht sein wird, wenn es gilt, sich einen Platz auf dem Weltmarkt zu erobern, der doch schon mit Erzeugnissen dieser Industrie vom Orient überschwemmt wird.

Obgleich ich auf den vorhergehenden Seiten bei der Besprechung alles dessen, was bisher auf dem Gebiete der jüdischen Kolonisation in Palästina geleistet worden ist, mit meiner Kritik nicht zurückgehalten habe, so habe ich doch zugleich das Vorhandensein einer festen

Grundlage zur weiteren Entwicklung konstatieren können und wollen. Diese Entwicklung muss durch ein in grossem Masstabe betriebenes Kreditwesen unterstützt werden. Die Einführung neuer Ackerbauzweige, und in Verbindung damit die Anschaffung der vollkommensten Maschinen, die Organisation des Absatzes der Produkte und was damit zusammenhängt, das alles ist ohne ausgedehnten Kredit nicht möglich.

Und wo die Kreditgewährung an Privatpersonen bisher meistens noch mit allzugrossem Risiko verbunden war, da wird dieses Risiko grösstenteils wegfallen, wenn die Einzelnen zu kooperativen Vereinen organisiert werden. An erster Stelle tun Leihkassen, nach dem System der bekannten Raiffeisenbanken not. Die Darlehen dieser Banken sind durch persönliche und solidarische Haftung der Mitglieder gesichert. Ebenso beliebt wie diese Leihkassen sind die Konsumvereine und die Vereine zum gemeinschaftlichen Ankauf von Samen, Maschinen und Ackerbaugeräten.

Die Anglo-Palestine Company hat sich von Anfang an viel Mühe gegeben, dieses Kooperativsystem in Palästina einzuführen, und es ist ihr gelungen, in den letzten Jahren 18 solcher Vereine zustande zu bringen, nämlich 14 Ackerbauvereine und 2 Konsumvereine in den jüdischen Kolonien, sowie einen Tischlerverein und eine Leihkasse in Jaffa, die insgesamt 696 Mitglieder zählen. An diese 696 Personen wurden im Jahre 1907

492.000 Francs ausgeliehen, und von diesem Betrag wurden wieder 230.000 Francs im selben Jahre zurückgezahlt. Verluste waren nicht zu verzeichnen.

Während der grösste Teil der Geldmittel der A. P. C. im gewöhnlichen Bankbetrieb gebraucht wird, im Contocorrentverkehr mit kreditfähigen Kaufleuten, Industriellen und Ackerbauern, ist die Verwaltung selbstverständlich ausserdem verpflichtet, leicht flüssig zu machende Gelder für unvorhergesehene Fälle disponibel zu halten. Dass letzteres keine überflüssige Vorsichtsmassregel ist, hat die Bank erfahren, als Ende des Jahres 1907 die Depositen in grossem Masse von allen Seiten zurückgefordert wurden. Die Veranlassung dazu war auch hier die bekannte amerikanische Geldkrise, die auf allen Märkten der Welt ihren Einfluss geltend gemacht hat.

Sehr viele Juden in Palästina haben Verwandte in Amerika, und diese sandten ihnen von dort jüdisch-amerikanische Zeitungen, in welchen die Krise in den grellsten Farben geschildert wurde. Aengstliche Naturen begannen ihre Depositen bei der A. P. C. zurückzuforderen; es folgten mehrere, einer riss den anderen mit sich fort und bald war ein regelrechter „Run“ im vollen Gange. Die Direktion der A. P. C. war genötigt, ihre Wertpapiere bei der Jerusalemer Agentur des Crédit Lyonnais zu beleihen; zugleich liess sie telegraphisch einen Teil ihrer Geldmittel in Europa bei dem Crédit-Lyonnais einzahlen, um über den Gegenwert der Summe in Jerusalem ver-

fügen zu können. Jedoch die Jerusalemer Agentur des Crédit Lyonnais erklärte darauf, dass sie die Beleihung



D. Levontin, Direktor der Anglo Palestine Company

der Wertpapiere nicht zu verlängern wünsche, sodass die in Europa eingezahlten Gelder damit verrechnet werden mussten. Glücklicherweise konnte die A. P. C.

auch ohne diese Gelder auskommen, und da jedermann sein Depot auf Ersuchen gleich vollständig ausgezahlt erhielt, war der „Run“ bald zu Ende. Aber die wenig freundschaftliche Handlungsweise des Crédit Lyonnais hätte die A. P. C. in der Tat in grosse Verlegenheit bringen können.

Wie ich schon zu bemerken Gelegenheit hatte, ist die Anglo-Palestine Company ein zionistisches Institut; ihre Aktien befinden sich fast ausschliesslich im Besitze des Jewish Colonial-Trust, der noch nicht über so reichliche Mittel verfügt, dass es ihm möglich wäre, das Kapital der A. P. C. vorläufig weiter zu vergrössern. Im Interesse der jüdischen Kolonisation in Palästina ist eine weitere Ausdehnung der Banktätigkeit jedoch ohne Zweifel erwünscht. Gründung von Filialen und Agenturen der A. P. C. in verschiedenen Städten in Palästina, weitere Entwicklung der Leihkassen und der kooperativen Vereine, Vorschussgewährung an Landbauern, Industrielle und Kaufleute, Kredit, und zwar für den Ackerbau auf längeren Termin, das alles ist für die Entwicklung der Kolonisation auf gesunder Basis nötig. Und wenn die Verwaltung der A. P. C. sich demnächst an die anderen grossen jüdischen Organisationen mit dem Ersuchen wenden wird, der A. P. C. allmählich grössere Mittel zur Verfügung zu stellen, so kann sie auf die bisher erzielten Resultate hinweisen und auf das Ansehen, das die jüdischen

Ackerbauer, Industriellen und Kaufleute in Palästina gegenwärtig geniessen, und das sie zu einem erheblichen Teil der A. P. C. verdanken.

Einen sehr guten Erfolg hat der kooperative Verein der Orangengartenbesitzer zum Verkauf ihrer Produkte, und gewiss nicht weniger Erfolg hat der kooperative Winzerverein erzielt, der gegründet wurde, als im Jahre 1906 die ganze Verwaltung der Keller von Rischon le Zion und von Sichron Jakob den Kolonisten übertragen wurde. Die Verwaltung des Vereins wusste die Ausgaben einzuschränken; der Weinverkauf wurde auf ganz neuer Grundlage organisiert, und in dem Jahresbericht der Jewish Colonization Association werden die von dem Vereine erzielten Resultate sehr ermutigend genannt. Es ist eine Tatsache, dass der Weinabsatz in den letzten Jahren fortwährend zunimmt. Besonders wird viel nach Kairo verkauft, wo der Rischon le Zion, leider unter einer französischen Etikette verborgen, den Gästen in manchem erstklassigen Hotel vorgesetzt wird.

Wenn ich die Notwendigkeit des Zusammenwirkens der verschiedenen jüdischen Organisationen in Palästina befürworte, so meine ich nicht das Zusammenwirken auf dem Gebiete des Kreditwesens allein. Für die Beziehungen der Bevölkerung zur Regierung in Steuerfragen ist dieses Zusammenwirken gewiss nicht weniger erwünscht.

Schutzlos, wie die Bevölkerung jetzt ist, wird sie oft von bakschischlüsternen Beamten ausgesogen und auf alle mögliche Weise belästigt. Durch ein geschlossenes Auftreten würde hier gewiss Wandel zu schaffen sein. Man würde wenigstens nach dieser Richtung mit der Regierung in Unterhandlungen treten können. Von der Erlangung politischer Konzessionen will ich noch gar nicht reden. Der Begriff „politische Konzession“ ist sehr dehnbar. Man kann darunter den Charter des zionistischen „Judenstaates“ verstehen, aber man könnte dabei ebensowohl an bescheidenere Konzessionen denken.

Augenblicklich scheint es mir, dass die gemeinschaftliche Tätigkeit sich in erster Linie mit der Einrichtung des Schulwesens zu befassen hat, dem Verbesserung dringend nottut, worauf ich nachher noch zurückkommen werde. Heutzutage sind in Palästina tätig die Alliance Israélite Universelle, die Jewish Colonization Association, die zionistische Organisation, der Hilfsverein der deutschen Juden, die englischen, amerikanischen und russischen Vereine und noch viele andere jüdische Organisationen. Die meisten dieser Vereine arbeiten ganz auf eigene Faust, und die so nötige Einheit in ihren Bestrebungen lässt noch alles zu wünschen übrig. So überweist z. B. die Jewish Colonization Association ihre Geldsendungen nach Palästina durch die Vermittlung

des Crédit Lyonnais, während doch der Jewish Colonial Trust und die Anglo-Palestine Company wahrlich sicher genug sind!

Alle oben genannten Vereine müssten ihre Vertreter in Palästina beauftragen, gemeinsam die Reorganisation der dortigen jüdischen Institutionen in die Hand zu nehmen. Mit den Unterrichtsanstalten könnte man anfangen. In Jerusalem befindet sich die Gewerbeschule der Alliance Israélite neben der vom Hilfsverein der deutschen Juden und vom zionistischen Aktions-Komitee unterstützen Bezalel-Schule, die englische Evelina-de-Rothschild-Schule für Mädchen neben einer französischen Mädchenschule, und so würde ich noch mehrere Schulen nennen können, jede mit einer anderen deutschen, englischen oder französischen Unterrichtsmethode, Schulen, denen die Einheit fehlt, und die gewiss nicht die notwendige jüdisch-nationale Erziehung leisten werden, die in dem wirklich jüdischen Lande wurzelt.

Ich muss gestehen, dass es mich mehr befriedigt hätte, wenn ich in Palästina statt der ungeheuren und vortrefflich eingerichteten Weinkeller, deren Bau gewiss Millionen gekostet hat, ein besser eingerichtes Schulwesen angetroffen hätte. Wenn man von Anfang an zielbewusst vorgegangen wäre und Schulen gegründet hätte, die sich dem Wesen des Landes anpassten, mit Lehrkräften, die sich damit eins fühlten, welch herrliche Resultate

hätte man in den 25 Jahren jüdischer Kolonisation, die jetzt hinter uns liegen, erzielen können! Aber man schickte Lehrer aus Paris, oder man liess Knaben und Mädchen aus Palästina in Frankreich ausbilden, von wo sie oft mit den ungesundesten Lebensanschauungen zurückkamen. Ausserdem waren sie dann oft dem jüdischen Lande entfremdet. Sie waren als Lehrer nicht imstande, aus eigner, inniger Ueberzeugung bei ihren Schülern die Liebe zur Heimat zu erwecken. Sie hatten französische Manieren, französische Neigungen, französische Unterrichtsmethoden, und die Sprache, in der sie die verschiedenen Fächer lehrten, war die französische. Nicht viel besser war es um die englischen und die deutschen Schulen bestellt. Auch da waren Englisch, beziehungsweise Deutsch die Unterrichtssprachen, während z. B. die Landessprache, das Arabische gar nicht, und das Hebräische nur ungenügend gelehrt wurde! So muss es, meine ich, vorgekommen sein, dass Kinder desselben Landes, ja derselben Stadt einander nicht verstanden, es sei denn, dass sie zufälligerweise hebräisch sprachen!

Ich möchte der Verwaltung der Alliance Israélite Universelle und der Jewish Colonization Association zur Erwägung anheim geben, in den unter ihrer Aufsicht stehenden Schulen, wenigstens in denen der Kolonien, den Unterricht in der französischen Sprache abzuschaffen und lieber an deren Stelle Hebräisch und Arabisch zu unterrichten. Französisch brauchen unsere zukünftigen Ackerbauer nicht.

Noch viel radikaler werden die Verbesserungen in den Schulen der jüdischen Orthodoxie, den sogenannten Talmud-Thoraschulen sein müssen, in denen bis auf wenige Ausnahmen die Ausbildung noch an das dunkelste Mittelalter gemahnt. Obgleich in den letzten Jahren ein Streben nach Besserung unverkennbar ist, so wird doch in den weitaus meisten dieser Schulen fast nur Unterricht in der jüdischen Religion, und was damit zusammenhängt, erteilt. Auf diese Weise aber werden die unglücklichen Schüler zu nicht viel besserem als den oben erwähnten „Schnorrern" ausgebildet. Es ist mir unfassbar, dass die Rabbiner, die diese Schulen aufrecht zu erhalten suchen, nicht einsehen, dass die Kinder, um leben zu können und später für sich und ihre Familie den Unterhalt zu verdienen, noch etwas mehr brauchen als die Kenntnis von Talmud und Thorah. In ihrer Abneigung gegen jeden allgemein bildenden Unterricht erinnern diese Rabbiner an den mohammedanischen Despoten, der eine grosse Bibliothek mit Büchern von unschätzbarem Werte verbrennen liess, weil seiner Meinung nach nur, was in dem Koran steht, gut und nützlich sei, und dass diese Bibliothek entweder dasselbe enthalten müsse, was schon der Koran lehre und also überflüssig sei, oder Bücher über andre Dinge, die dann ohne Zweifel schädlich wären und also vernichtet werden müssten . . . .

In den letzten Jahren war es an erster Stelle das russisch-zionistische Komitee und dann auch der Hilfsverein der Deutschen Juden, welche die grosse Bedeutung des Hebräischen als Umgangssprache für die jüdische Bevölkerung Palästinas erkannt haben. Auch in mehreren Kolonien hat man diesen Vorteil erkannt.



Zöglinge der Ackerbauschule der Alliance Israëlite Universelle

Ebenso wird auf die körperliche Erziehung der Kinder mehr Sorgfalt verwendet als früher. In der Lämmelschule in Jerusalem wohnte ich einem Schauturnen bei, wo die Leistungen in keiner Hinsicht denen anderer Schüler bei solchen Gelegenheiten nachstanden.

In einzelnen der von mir besuchten Schulen war schon ein besseres Verständnis für die von den jüdischen Schulen

in Palästina zu erfüllende Aufgabe zu bemerken. Man war schon dazu gekommen, sich des Hebräischen als Unterrichtssprache zu bedienen, während daneben auch Arabisch gelehrt wurde. Bei meinem Besuch dieser Schulen wurde ich mit einem freundlichen „Schalom" (Friede) von Lehrern und Schülern begrüsst. Wer noch an der Existenz einer jüdischen Nationalität zweifeln sollte, mag nur einmal eine solche Schule im jüdischen Lande besuchen. Hier sind die Kinder ganz einfach Juden, und sie würden uns mit erstaunten Augen ansehen, wenn wir ihnen erzählen wollten, dass sie Türken mosaischer Konfession seien!

Der Bürgermeister der Kolonie Rechoboth erzählte mir, dass es auch wohl vorkommt, dass arabische Kinder die jüdische Schule besuchen. Interessant dabei ist, dass durch den Unterricht in der jüdischen Geschichte die arabischen Kinder dazu kommen, z. B. die Makkabäer als ihre Ahnen zu betrachten, ebenso wie bei uns in Niederland die Helden aus dem achtzigjährigen Kriege von den jüdischen Schülern als ihre Vorfahren verehrt werden.

Die jüdische Bevölkerung in den Kolonien bedient sich immer mehr des Hebräischen als Umgangssprache. Da die Schüler Hebräisch in der Schule und unter einander sprechen, kommt es nicht selten vor, dass auch die Eltern schliesslich anfangen, sich der hebräischen

Sprache zu bedienen. Es lässt sich voraussehen, dass auf diese Weise der unschöne Jargon (ein schlechtes Jüdisch-Deutsch) bei der nächsten Generation bereits ganz verschwinden wird. Ausserdem ist es auch schon deshalb vorteilhaft, Hebräisch zu können, weil dadurch das Erlernen des Arabischen, einer Schwestersprache der hebräischen, sehr erleichtert wird.

Dieser hebräische Unterricht ist sehr interessant. Nicht nur die biblische Geschichte wird in Hebräisch unterrichtet, sondern auch die verschiedenen andern Fächer. Lehrbücher von früher her gab es nicht; die Lehrer haben daher alles selbst zusammenstellen müssen, und jetzt sind schon mehrere moderne Werke ins Hebräische übersetzt.

Besonders in Jaffa, wo in den letzten Jahren infolge der starken Einwanderung der Kleinhandel ausserordentlich zugenommen hat, wurde auf den Unterricht, der das jüngere Geschlecht für die verschiedenen Berufe vorbereiten soll, viel Mühe verwendet. So wurde versucht, eine Gewerbeschule zu gründen, aber man konnte die dazu erforderlichen Mittel nicht beschaffen. Dennoch hat man einen Anfang gemacht, aber es ist natürlich alles noch in sehr bescheidenem Masstabe eingerichtet. Mehr Erfolg hatte man mit einem vorbereitenden Gymnasium, für das Herr Moser aus Bradford einen bedeutenden Betrag versprochen hat.

Die türkische Regierung unterstützt nur die moham-

medanischen Schulen, die sehr primitiv eingerichtet sind. Die Kinder kauern sich um den Lehrer herum, der sie hauptsächlich aus dem Koran unterrichtet. Die für die jüdischen Schulen bestimmte Unterstützung geht zum grössten Teil nach Jerusalem; Plätze wie Jaffa werden nur stiefmütterlich bedacht. Ich hatte Gelegenheit zu beobachten, wie im allgemeinen die Lehrer ihre schwere Aufgabe mit grosser Hingebung erfüllen. Die Lokale sind klein, die Hilfsmittel gering, und der Kinder viele. Auch fehlt es noch an Lehrerinnen, die besonders in den unteren Klassen besser am Platze wären als die Lehrer. In Jaffa habe ich mir indessen erzählen lassen, dass gegenwärtig mehrere jüdische Mädchen sich auf den Unterricht vorbereiten.

Einzelne Schulen werden sowohl von Knaben als von Mädchen besucht, die dort gemeinsam unterrichtet werden. Anfangs gab es Eltern, die Einspruch dagegen erhoben, aber die Erfahrung hat auch hier gelehrt, dass diese Bedenken unbegründet waren, und jetzt haben die Eltern nichts mehr dagegen einzuwenden.

Gute Schulen — das ist es, was jetzt der jüdischen Bevölkerung von Palästina am meisten nottut. Es ist eine erfreuliche Tatsache, dass auch Dr. NATHAN, die treibende Kraft im „Hilfsverein der Deutschen Juden", nach einem wiederholten Aufenthalt in Palästina zu demselben Schluss gelangt ist. Dr. NATHAN sieht in

Palästina vorläufig noch kein geeignetes Feld für jüdische Einwanderung. „Industrie und Agrikultur sind nicht genügend entwickelt, um mehr als die jetzt schon dort ansässige jüdische Bevölkerung, die übrigens aus nichts andrem als aus einem elenden Proletariat besteht, zu ernähren," sagt Dr. NATHAN. Aber — als Mittel hier Wandel zu schaffen, empfiehlt er die Einrichtung guter Schulen, von der einfachen Dorfschule an bis zur technischen Hochschule. Diesem Rat kann man nur beistimmen; soll aber diese Zustimmung nicht nur platonisch sein, so müssen alle jüdischen Organisationen zusammenwirken. Sie werden sich darüber einigen müssen, auf welche Grundlagen der Unterricht in Palästina gestellt werden soll. Es ist unumgänglich notwendig, sich für ein bestimmtes Prinzip zu entscheiden, das den Unterricht beherrscht. Der Unterricht darf nicht mehr wie bisher die Schüler geradezu anregen, Palästina zu verlassen und nach anderen Ländern auszuwandern. Deshalb müssen wir Lehrkräfte haben, die von jüdischem Geiste erfüllt sind. Also keine jungen Leute mehr zur Ausbildung nach Frankreich schicken, die wir dann, ob sie pädagogisches Talent haben oder nicht, nach Palästina als Lehrer der Jugend zurückbekommen!

Wir müssen in Palästina *selbst* Lehrer- und Lehrerinnenseminare haben, um wahrhaft jüdische Lehrkräfte heranzubilden. Demjenigen, der sich nicht dazu eignet, wird man dann bald genug klar machen können, dass

er besser daran tue, sich einen anderen Wirkungskreis zu suchen. Und wir werden ausserdem den Vorteil dabei erzielen, dass wir besser als jetzt in der Lage sein werden, den Charakter der künftigen Lehrer und Lehrerinnen zu beurteilen, und zu



Kindergarten in Rischon le Zion

entscheiden, ob wir ihnen unsere Jugend getrost anvertrauen können.

Ferner bedarf es eines einheitlichen Lehrplanes; guter Elementarschulen, in denen der Unterricht einen vorwiegend praktischen Charakter trägt. Kein Französisch, wohl aber Hebräisch und auch Arabisch, damit die

Schüler später die Landessprache geläufig lesen und schreiben können. Die Post in Jerusalem hat bereits das Hebräische als lebende Sprache anerkannt, wie ihre hebräischen Anzeigen und die hebräischen Aufschriften auf Postkarten bezeugen.

Vor allen Dingen müssen die Kinder gründlich in das Leben der Natur eindringen lernen, der das jüdische Volk seit Jahrhunderten entfremdet ist, ein Gebiet, auf dem wir viel Versäumtes nachzuholen haben.

Einfacher und gediegener Unterricht, der die verschiedenen Fächer in ein einheitliches Ganzes verschmilzt und sie mit dem Jüdischen Lande in Zusammenhang bringt; dem Lande, das dem Hause Jakobs eine Heimstätte sein wird, das da wohnen wird als ein Volk, frei, inmitten der anderen Völker.

Beim Unterricht müssen Theorie und Praxis soviel wie möglich in einander greifen. Die Geographie beschäftige sich besonders eingehend mit Palästina, namentlich mit der Bodenbeschaffenheit, der Bewässerung und mit den Bedingungen zur Fruchtbarmachung des Landes. Zu diesem Zweck muss der geographische Unterricht ein vorherrschend physikalisches Gepräge tragen, und in engen Zusammenhang mit dem naturhistorischen Unterricht gebracht werden, bei welchem die in Palästina vorkommenden Pflanzen und Tiere, speziell die Kulturgewächse und die Haustiere an erster Stelle berück-

sichtigt werden sollen. Auch die Physik und die Chemie können sich in der Weise daran anschliessen, dass die Schüler sehen, wie die Industrie dem Boden, den Pflanzen und Tieren ihre Grundstoffe entlehnt; man denke nur an die Zubereitung des Weines und der Milchprodukte. Ferner bespreche man beim geographischen Unterricht die ausländischen Absatzgebiete für die inländischen Produkte, wodurch dieser Unterricht in gewissem Sinne zur Handelsgeographie wird. Und dann treibe man nicht ausschliesslich Bücherstudium, sondern arbeite in den Schulgärten, um die theoretischen Kenntnisse praktisch verwenden zu lernen.

So muss man auch beim Rechen- und Schreibunterricht sich nach der Praxis richten, statt jene ausserordentlich komplizierten Rechenaufgaben machen zu lassen, wie sie im gewöhnlichen Leben nie vorkommen! Kostenanschläge für Ackerbau sowie für Handels- und Industrieunternehmungen müssen den Stoff zum Rechenunterricht abgeben, in den ich auch die Buchführung in einfacher Form aufgenommen wissen möchte, und an den sich administrative Arbeit und Handelskorrespondenz anschliessen können. Wo der Unterricht in fremden Sprachen erwünscht sein sollte, da vermeide man die grammatikalischen Finessen, mit denen anderswo die Schüler noch immer gequält werden, und die sie doch so bald wie möglich vergessen.

Zu ihrer allgemeinen Bildung wird weiter die Lektüre

beitragen, das Studium der reichhaltigen, die Werke der grossen jüdischen Schriftsteller aller Zeiten umfassenden jüdischen Literatur. Eine vor allem auf das Praktische gerichtete Erziehung braucht deshalb keineswegs ein materialistisches Gepräge zu tragen. Das jüdische Gemüt bedarf der Ideale, und diese Ideale müssen schon während der Schuljahre im Herzen der Jugend Wurzel fassen. Das jüdische Volksideal wird aus der jüdischen Geschichte hervortreten, die sowohl die Volks- wie die Religionsgeschichte umfasst, und die ihren bildenden Einfluss durch all die Jahrhunderte hindurch auch auf die abendländischen Völker ausgeübt hat. Die jüdische Geschichte, sie hat ihre alte Kraft behalten; sie besitzt noch sehr wohl die Macht, jüngere Generationen zu begeistern und einer neuen jüdischen Nation als Richtschnur zu dienen. Wahrlich, die Schulen haben eine herrliche Aufgabe zu erfüllen in der materiellen und ideellen Erziehung der ihr anvertrauten Jugend!

Die Frage, welche Stelle die jüdische Religion im Unterricht einnehmen wird, drängt sich dabei von selbst auf. Wir haben gesehen, wozu die Talmud-Thorahschulen, wo fast ausschliesslich die Religion geübt wurde, geführt haben, und es bedarf keiner weiteren Erörterung, dass man versuchen muss, mit dem bisher dort angewandten System vollständig zu brechen. Aber andrerseits lässt sich nicht leugnen, dass in manchen Schulen, in denen die Geistlichkeit gar keinen Einfluss

hatte, es wohl vorgekommen ist, dass einzelne Lehrer es für gut hielten, ihre atheistischen Ansichten vorzutragen, was man doch auch schwerlich als im Interesse der Schüler gelegen betrachten kann. Ein derartiger Geist darf in den Schulen nicht geduldet werden. Man muss streng darauf achten, dass niemandes Ueberzeugung verletzt werde, sodass auch orthodoxe Eltern mit ruhigem Herzen ihre Kinder der Schule anvertrauen können. Doch bin ich der Meinung, dass in der Schule der Religionsunterricht sich auf die Religionsgeschichte beschränken muss. Sollte es Eltern geben, die von der Schule auch den Unterricht in der jüdischen Glaubenslehre und in den üblichen Zeremonien verlangen, so könnte man dazu bestimmte Stunden zur Verfügung stellen, ohne dass jedoch dieser eventuell zu erteilende Unterricht für alle Schüler obligatorisch sein müsste. Viel besser scheint es mir, dass die Eltern, sobald ihre Kinder dazu genügend reif sind, ihnen selbst die verschiedenen religiösen Dinge nach ihrer Anschauung klar legen. Dies würde gewiss dazu beitragen, Eltern und Kinder noch enger zu verbinden. Es muss jedem frei stehen, wenn er dies wünscht, sein eigner Priester zu sein, für sich und seine Familie bei sich selbst die Entscheidung zu treffen, was er von den geschriebenen Offenbarungen und von der Tradition annehmen will. Und wenn unsere religiösen Ueberzeugungen auch verschieden sein sollten, so werden wir doch gewiss alle

darin übereinstimmen, dass wir die Seelen unserer Kinder mit dem Gefühl der Pflicht und Verantwortlichkeit erfüllen, und dass wir ihre Gaben zum Guten lenken wollen, fortschreitend auf dem Wege der Wissenschaft und Bildung.

Denen, die ausschliesslich dem Verstand als Richtschnur ihres Lebens folgen und von keinem Glauben etwas wissen wollen, kann man ohne weiteres einräumen, dass Gott — Unendlichkeit — über unser Begriffsvermögen gehen, und dass wir uns davon also keine richtige Vorstellung machen können. Aber deshalb trage ich doch kein Bedenken, meinen Glauben an Gott zu bekennen; meinen Glauben, dass jeder die Aufgabe, die er auf seinem Wege findet, willig auf sich nehmen und nach besten Kräften erfüllen soll; meinen Glauben, dass die Beziehung zwischen Gott und den Menschen nicht mit Moses und den Propheten aufgehört hat, sondern dass auch heute und zu jeder Zeit jeder Mensch, der wahrlich das Gute will, sich Rechenschaft davon ablegen kann, was Gott von ihm verlangt.

Der Leser möge mir verzeihen, dass ich hier ein Thema berührt habe, das ausserhalb des eigentlichen Rahmens dieser Schrift liegt, und wobei ich nur meine persönlichen Anschauungen ausgesprochen habe. Doch schien es mir angemessen, der Besprechung des Zionismus diese kurze Betrachtung voranzuschicken, die meiner

Ueberzeugung nach rein jüdisch ist, und die den Kern alles Religiösen enthält, das im Juden lebt.

Zu den wichtigsten Fragen, die nicht nur die innere Politik eines oder mehrerer Staaten angehen, sondern für die ganze Menschheit von Bedeutung sind, darf man gewiss die „jüdische Frage" rechnen. Obgleich dieses Problem Jahrhunderte alt ist, hat das Streben, es befriedigend zu lösen, erst seit etwa zwölf Jahren eine festere Form angenommen, und zwar in der Gestalt der Organisation, die unter dem Namen „Die zionistische Bewegung" vom seligen Dr. THEODOR HERZL ins Leben gerufen wurde, und die in kurzer Zeit in allen Ländern, wo Juden wohnen, einen starken Anhang gewonnen hat.

Der Zionismus darf nicht als eine aus religiöser Ekstase hervorgegangene Bewegung betrachtet werden, wie diese in früheren Jahrhunderten wohl vorgekommen sind, denen dann bittere Enttäuschung folgte. Über die messianischen Verheissungen kann jeder Jude seine persönliche Anschauung haben; der Zionismus wird sich nicht anmassen, solche Erwartungen erfüllen zu wollen. Dass die zionistische Bewegung sich von Anfang an stetig hat entwickeln können, verdankt sie zu einem nicht geringen Teil dem Umstande, dass die Führer stets streng an dem Grundsatz festgehalten haben, dass religiöse

Fragen weder in Wort noch in Schrift Gegenstand zionistischer Bemühungen sein durften. Diese Bewegung soll ja im ganzen Volk Anklang finden, sowohl bei Orthodoxen als bei Freisinnigen. In einer Bewegung, die Fortschritt und Bildung bringen will, darf der freie Gedanke nicht gehemmt werden. Und so meinen wir, dass auch später im Jüdischen Lande sowohl Orthodoxe



Uralter Oelbaum

als Moderne in vollkommener Freiheit nach ihrer religiösen Ueberzeugung werden leben können.

Wenn nun manchmal von orthodoxer Seite das Bedenken erhoben wird, dass der Zionismus in die göttlichen Fügungen eingreift, und da eigenmächtig handeln will, wo der Jude auf den Gottgesandten warten soll, so kann man darauf nur antworten, dass niemand so

töricht sein wird, sich einzubilden, gegen den Willen Gottes etwas zustande bringen zu können. Gegen diesen Willen wird der Zweck der zionistischen Bewegung gewiss nicht erreicht werden. Aber zugleich könnte man die Frage stellen, ob nicht gerade nach diesen göttlichen Gesetzen die zionistische Bewegung hat entstehen müssen, und ob diejenigen, die daran aus ehrlicher Ueberzeugung mitwirken, nicht alle Werkzeuge, beseelte Werkzeuge in Gottes Hand sind!

„Der Zionismus erstrebt für das jüdische Volk die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina''. Dieses Programm wurde auf dem ersten Zionistenkongress in Basel im Sommer des Jahres 1897 formuliert. Seitdem ist an diesem Programm nichts geändert, nichts hinzugefügt, nichts gestrichen worden. Alle folgenden Kongresse haben sich unwandelbar daran gehalten. So einfach die Worte dieses Programms lauten, waren sie doch die Frucht eines genialen Gedankens Dr. Herzls, und sie haben Anklang gefunden in den Herzen von Tausenden und Abertausenden über die ganze Welt zerstreuten Juden. Dr. Herzl hatte als den Kern der jüdischen Frage die Tatsache erkannt, dass die Juden kein eigenes Zentrum haben, dass sie heutzutage keine selbständige Nation im vollen Sinne des Wortes bilden. Dr. Herzl hat die Juden zu der Erkenntnis ihrer Zwitterstellung gebracht, da sie doch

unter einander verbunden sind durch ein unklares Bewusstsein nationaler Einheit. Dr. HERZL hat das jüdische Volk organisiert. Was keine der bestehenden jüdischen Institutionen zu stande gebracht hat, nicht einmal eine Alliance Israélite Universelle, das hat HERZL mit seinem Zionistenkongress, mit seiner zionistischen Organisation erreicht. Juden aus allen Teilen der Welt wurden nach den Kongressen abgeordnet. Juden aus allen gesellschaftlichen Schichten und von verschiedenster Richtung organisierten sich in gemeinsamen Vereinen. Und obgleich sie vorläufig noch eine Minorität waren und blieben, fühlten sie sich als zielbewusste Juden, fühlten sie sich verbunden durch das gemeinschaftliche Ideal und hatten die Genugtuung, die Reihen täglich durch neue Mitarbeiter verstärkt zu sehen. So wird die zionistische Bewegung von dem organisierten jüdischen Volke getragen.

Man hat Dr. HERZL einen Phantasten genannt; sah er doch schon in Gedanken die jüdische Kolonisation in vollkommenster Ordnung in vollem Gange und das Jüdische Land mit jüdischen Ackerbauern bevölkert. Sah er doch an der ganzen Küste von Palästina entlang eine Reihe von Häfen und über das ganze Land ein Netz von Eisenbahnen mit elektrischer Triebkraft. Besuchte doch in seinen Gedanken die jüdische Handelsflotte die entlegensten Länder. Blühten doch allenthalben Ackerbau, Handel und Industrie wie nie

zuvor. Und wurden dabei nicht die neuesten Erfindungen praktisch verwertet? Hatte er nicht einen Kanal graben lassen vom Mittelländischen nach dem Toten Meere und den Niveau-Unterschied ausgenutzt, um eine unerschöpfliche elektrische Triebkraft zu erlangen? Gewiss, HERZL war auch ein Dichter, aber seine Phantasie war durch und durch gesund; sie führte ihn nicht auf Irrwege. In allem, was die praktische Ausführung der Pläne betraf, verfuhr er äusserst genau. Und „il payait de sa personne", wo es galt zuzusehen, dass Nichts geschah, was dem Zionismus nachteilig werden könnte. So war es bei der Gründung der zionistischen Bank in London, so war es bei der Vorbereitung der Kongresse, so war es bei den politischen Konferenzen mit Staatsmännern und den höchsten Machthabern, die ihm wiederholt Beweise der herzlichsten Anerkennung seines Strebens gegeben. Dank HERZL ist man dort über den Zionismus unterrichtet und erkennt dessen Existenzberechtigung an. Der Geschichtschreiber wird HERZL Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihn als einen der grössten Söhne des jüdischen Volkes anerkennen.

Dr. HERZLS gewinnende Persönlichkeit und Gewandtheit im gesellschaftlichen Verkehr verschafften ihm einen grossen Kreis von Freunden, mit einem Kern, auf welchen er sich unter allen Umständen verlassen konnte.

Er wusste seine Freunde zu bewegen, ihre Kräfte in den Dienst des Zionismus zu stellen; auch sie mussten „payer de leur personne". Sie bildeten gleichsam Herzls Generalstab, und unter ihnen waren zwei Männer, die mehr als alle anderen in den Vordergrund traten; das sind David Wolffsohn und Max Nordau.

Diejenigen, die im Jahre 1907 dem grossen Zionistenkongress im Haag beigewohnt haben, werden wohl ihr Leben lang sich des mächtigen Eindrucks errinnern, den die Rede Nordaus auf alle Anwesenden machte. Warnend erhob er seine Stimme immer und immer wieder. Und mit unerbittlicher Logik tat er dar, dass der Jude, dem seine Zugehörigkeit zum jüdischen Volke etwas bedeutet, und dass ein Jeder, der die Erhaltung der jüdischen Nation wünscht, verpflichtet ist, die zionistische Bewegung zu unterstützen. Nordau, der grosse Denker, der Mann, der das Wesen unserer Gesellschaft bis ins Innerste ergründet hat, machte uns klar, dass die Emanzipation der Juden nach der französischen Revolution auf ein Fiasko hinauslaufen musste. Er hatte gesehen, wie die Juden sich noch stets als besondere Nation behaupteten, und als Herzl mit seinen Vorschlägen zur Lösung des jüdischen Problems in der Oeffentlichkeit erschien, da fand er sofort in Nordau einen Kampfgenossen, einen Berater und einen Freund. Nordau ist dies geblieben durch alle Jahre hindurch; sein Name ist mit dem Zionismus unzertrennlich ver-

bunden, und denjenigen, die an der zionistischen Bewegung einen tätigen Anteil nehmen, ist er stets der zuverlässige Berater, der Altmeister, dessen Autorität man sich gern unterwirft.

Nordau hat sich nie mit der täglichen Führung des Zionismus zu befassen gewünscht, und als 1904 Dr. Herzl verschied, erfolgte zwar eine zeitweilige Stagnation, aber die Krisis wurde überwunden, und es fanden sich Personen, die bereit waren, nach bestem Wissen Herzls Arbeit fortzusetzen. An ihrer Spitze stand David Wolffsohn.

Nicht das bezaubernde Wesen, nicht die Gestalt und den Blick eines Herrschers in Israel hat Wolffsohn mit seinem Vorgänger gemein. Aber nicht weniger als dieser ist er der Sache des jüdischen Volkes zugetan. In Russland geboren, und dort in strengem jüdischen Geiste erzogen, hat er das ganze Elend des russischen Juden gesehen. Herzl hat sein Volk später erst kennen lernen müssen; Wolffsohn hatte das nicht nötig; er war mit dem Volke eins. Er sprach zu dem Volke in seiner eigenen Sprache; er kannte es in allen seinen Tugenden und Schwächen. Und umgekehrt kannte das Volk ihn; es fühlte, dass Wolffsohn einer aus seiner Mitte war. Ihm vertraute das Volk; und als nach Herzls Tod ein neuer Führer gewählt werden musste, fühlten die



Dr. Theodor Herzl.



im Kongress versammelten Juden instinktiv, dass es in den Reihen der Zionisten keinen Mann gab, der inniger mit ihnen mitlebte, der mehr von Herzen bereit war, sich ganz seinem Volke hinzugeben als David Wolffsohn.

Von Hause aus ohne Mittel, als Lehrling im Holzhandel beschäftigt, hat Wolffsohn sich im Laufe der Jahre eine selbständige Stellung erworben. Er liess sich in Köln nieder, wo ihn Dr. Herzls Ruf erreichte. Ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern, stellte Wolffsohn sich sofort ganz zu Herzls Verfügung. Herzl weihte ihn in all seine Pläne, in all seine Sorgen und in all seine Verbindungen ein. An allem, was zustande gebracht wurde, an allen Beratungen nahm Wolffsohn tätigen Anteil. Und oft war die schwerste und mühsamste Arbeit ihm beschieden.

So war nach Herzls Tode Wolffsohn der Berufenste, die schwere Aufgabe der Leitung der zionistischen Bewegung in ihrer weiteren Entwicklung zu übernehmen. Er unterzog sich der Aufgabe mit festem Willen, und vor allem mit vollkommenster Opferfreudigkeit, wohl der charakteristischste Zug in seinem Wesen, der ihm denn auch gewiss nicht weniger Freunde im Zionismus geschaffen hat als seinem Vorgänger. Aber diese Freunde machten es ihm oft schwer genug!

Einerseits die, welche immer vorwärtsstürmten und

keine Geduld hatten, einen normalen Entwicklungsgang abzuwarten, in ewiger Unruhe durch das stets wachsende Elend unter den Juden in Osteuropa; andrerseits diejenigen, die der Meinung waren, dass nichts in dem Jüdischen Lande unternommen werden dürfte, solange nicht die gewünschten öffentlich-rechtlichen Garantien erlangt seien.

Die ersteren wollten eventuell auch ohne besonderen Rechtsschutz nur immer mehr Land in Palästina ankaufen, immer mehr jüdische Kolonisten hinschicken, Wälder anpflanzen und alle möglichen Unternehmungen ins Leben rufen — Bestrebungen, denen sich dann wieder die andre Gruppe, aus Furcht, der Grundgedanke des Zionismus könnte dadurch in den Hintergrund gedrängt werden, zu widersetzen suchte. Aber Wolffsohn liess sich weder von der einen noch von der anderen Partei ins Schlepptau nehmen. Mehr als irgend einer war er davon durchdrungen, dass die Kolonisationstätigkeit in Palästina der politischen Arbeit untergeordnet bleiben müsse. Und wenn es für den „outsider“ auch manchmal den Anschein hatte, als ob er der erstgenannten Strömung zuviel nachgäbe, so geschah dieses Nachgeben stets mit klarer Ueberlegung; so geschah es, weil Wolffsohn sich sagen musste, dass eine Volksbewegung nicht von Idealen allein Jahre lang leben kann, und dass dabei einem jeden wahrnehmbare Arbeiten nötig sind, um das Interesse nicht erschlaffen

zu lassen. Wenn also Wolffsohn Konzessionen machte, so tat er dies im Interesse der Bewegung, stets darauf bedacht, den sicheren Boden unter den Füssen nicht zu verlieren.

Auf dem Zionistenkongress im Haag, den der Präsident des niederländischen Kassationshofes kürzlich gelegentlich der Installation eines neuen Vize-Präsidenten an Stelle des verstorbenen Dr. A. A. de Pinto erwähnte, hat Wolffsohn sich in all seinen vortrefflichen Eigenschaften als Führer gezeigt. Er wusste die beiden Strömungen zusammenzubringen, und wusste die Abgeordneten, die sich nicht gerade alle durch gute Disziplin auszeichneten, harmonisch zusammenzuhalten.

Gestehen wir es uns nur offen, dass es uns an Disziplin fehlt. Aber die Verhältnisse haben auch nicht dazu beigetragen, uns die Vorteile der Disziplin zu lehren; die Verhältnisse mussten die Juden immer wieder in die vordersten Reihen der Revolutionäre bringen. Was ist z. B. natürlicher, als dass sich die Juden nach der schrecklichen Unterdrückung und den schlimmsten Misshandlungen, welche sie in Russland erfahren hatten, gegen ihre Unterdrücker erhoben? Und dann, zerschmettert und in den Staub getreten, gab es unter ihnen Leute, die in Verzweiflung alle Bande zerrissen, Unglückliche, die ihr geistiges und moralisches Gleichge-

wicht verloren, die nirgends mehr einen Halt hatten, nicht mehr an Gott glaubten, von dem sie sich verlassen wähnten, sich aufwarfen als Richter über sich und andere. Diese wurden dann die Bomben- und Dynamitwerfer, die in Begeisterung ihr Leben opferten für die Sache der sozialen Revolution.

Es ist kein einziger Grund vorhanden, weshalb die russische Regierung dem Zionismus nicht die Gelegenheit geben sollte, sich in Russland frei zu entwickeln. Das Ideal einer eigenen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina trägt nichts in sich, was dem russischen Staat irgendwie zum Nachteil gereichen wird. Der Zionismus gewinnt Feld, auch unter den revolutionären Elementen, was wir — gestehen wir es uns nur — oft genug zu unserem Schaden erfahren. Als vor einigen Jahren die Möglichkeit einer jüdischen Kolonisation in Ostafrika erörtert wurde und auch MAX NORDAU sich in günstigem Sinne darüber geäussert hatte, feuerte während einer zionistischen Zusammenkunft in Paris ein Fanatiker à bout portant einige Schüsse auf NORDAU ab, glücklicherweise ohne ihn zu treffen. Der Täter war ein russischer Jude, der fürchtete, dass Palästina jetzt gänzlich von dem zionistischen Programm gestrichen werden würde.

Aber es sind durchaus nicht nur die osteuropäischen Juden, deren Mangel an Disziplin die Entwicklung der

zionistischen Bewegung manchmal hemmt. Bei einer Organisation, die so viele verschiedenartige Elemente umfasst, kommt es vor, dass Unbefugte ihre willkürlichen Worte und Handlungen als das Werk der Partei darstellen.

Und es ist merkwürdig, wie manche, sogar diejenigen, die noch lange nicht in der Lage sind, die Organisation zu übersehen, sich für berufen halten, Kritik zu üben, und sich dazu verleiten lassen, in Wort oder Schrift ihre Meinung zu äussern oder Mitteilungen zu machen, für welche die Verantwortung dann auf die zionistische Leitung geschoben wird. Sogar auf grossen zionistischen Versammlungen sind solche Dinge vorgekommen, und es sind auch lange nicht immer die Ungebildetsten, die sich derartiges zu Schulden kommen lassen.

Welche Nachteile der zionistischen Bewegung aus dem Mangel an Disziplin erwachsen sind, hat sich wohl am deutlichsten bei der Angelegenheit der Abänderung der Statuten des Jewish Colonial Trust gezeigt. Als auf dem Zionistenkongress, der 1905 in Basel abgehalten wurde, die überwiegende Mehrheit der Delegierten sich gegen eine Niederlassung in Ostafrika aussprach, wurde noch einmal ausdrücklich erklärt, dass man sich unwandelbar an das zionistische Programm zu halten wünschte. Zu gleicher Zeit wurde beschlossen, dass die Statuten des Jewish Colonial Trust, die der jüdischen Bank die Förderung der Kolonisation in der ganzen Welt erlaubten, so

abgeändert werden sollten, dass diese Befugnis in Zukunft auf Palästina und die benachbarten Länder beschränkt sei. Der bekannte Schriftsteller Israel Zangwill, der ein eifriger Anhänger des Ostafrikaprojektes war, zog sich mit noch einigen anderen aus der zionistischen Bewegung zurück und bildete in England seine Jewish Territorial Organisation, die sich zum Ziel gesetzt hat, dem jüdischen Volke irgendwo in der Welt eine eigene Heimstätte zu verschaffen. Ausserdem wandte Zangwill sich an den englischen Richter mit dem Gesuch, die Abänderung der Statuten des Jewisch Colonial Trust zu verhindern. Und so drängte er seinen früheren Parteigenossen einen Prozess auf, der erst vor kurzem entschieden worden ist, und bei dem auf beiden Seiten den grössten Gewinn lediglich die Advokaten hatten. Das Merkwürdige an der ganzen Sache war, dass diese Statutenänderung nur eine theoretische Bedeutung hatte, da bekanntlich die Mittel des Jewish Colonial Trust zum grössten Teil der Anglo Palestine Company zur Verfügung gestellt sind, die ihrerseits wieder ihr ganzes Vermögen in Palästina angelegt hat.

Es ist gewiss bedauerlich, dass ein Mann wie Zangwill der zionistischen Bewegung verloren gegangen ist, und dass auch einige andere tüchtige Männer direkt oder indirekt im Zusammenhang mit dieser Angelegenheit, sich weniger aktiv als früher an der zionistischen Bewegung beteiligen. Aber wir dürfen zuversichtlich

hoffen, dass der dem Zionismus zu Grunde liegende Gedanke sich als mächtig genug erweisen wird, stets seine alten Anhänger zu behalten, neue zu erwerben und wieder andere zu besserer Einsicht zurückzuführen.

Eine öffentlich-rechtlich gesicherte Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina ist nur dann zu erlangen, wenn die türkische Regierung für die zionistischen Pläne zu gewinnen ist. Palästina ist nur spärlich bevölkert; es ist weder strategisch noch kommerziell für das türkische Reich von grosser Bedeutung. Der Ueberschuss der Einnahmen über die Ausgaben liefert der türkischen Staatskasse nur einen geringen Beitrag. Das Land liegt vorderhand ausserhalb des durch die Bagdadbahn angegebenen grossen Verkehrsweges. Und ausserdem ist das, was wir von der türkischen Regierung verlangen, nicht die Abtretung eines Gebietes, sondern nur das Ansiedelungsrecht in Palästina für das jüdische Volk unter jüdischer Selbstverwaltung und unter Suzeränität S. M. des Sultans. Die jetzt in dem türkischen Reiche bestehende Selbstverwaltung der jüdischen Gemeinden unter ihrem Chacham-Baschi könnte ausgedehnt und unter ein nicht-geistliches Oberhaupt gestellt werden. Diese Selbstverwaltung soll so weit gehen, dass das jüdische Volk sich frei wird entwickeln können. Das Verhältnis zum türkischen Reiche wird ungefähr so sein wie zwischen einer sich selbst verwaltenden Kolonie und

dem Mutterlande. Am britischen Reiche sehen wir, dass ein solches Verhältnis alle Teile befriedigt.

Wenn man nun meinen sollte, dass das jüdische Volk sich vielleicht später ganz von dem türkischen Reiche lösen werde, so möchte ich dem gegenüber bemerken, dass während des ersten Jahrhunderts dazu wenig Aussicht vorhanden ist. Und wer kann sagen, was nach hundert Jahren geschehen wird?

Ich glaube, dass die Ansiedlung des jüdischen Volkes in Palästina für den türkischen Staat grosse Vorteile nach sich ziehen würde, vor allen Dingen den, dass das jetzt verwahrloste Land wieder für die Kultur gewonnen würde. Und ich hoffe zuversichtlich, dass die Zeit nicht mehr fern ist, wo die türkische Regierung ein in Einzelheiten ausgearbeitetes Schema für die Niederlassung der Juden in wohlwollende Erwägung ziehen wird.

Die Grenzen des zur Verfügung zu stellenden Territoriums sind, scheint mir, von selber gegeben. Im Norden der Libanon und im Osten die Eisenbahn von Damaskus nach Maan, und dann zieht sich die Linie weiter von diesem Ort bis Akaba. Die Sinaihalbinsel gehört dazu, und die weiteren Grenzen würden das Mittelländische Meer und Aegypten bilden. Und das würde für das türkische Reich ein weiterer Vorteil sein, wenn sich an der ägyptischen Grenze eine Bevölkerung niederliesse, die orientalische und abendländische Bildung in sich vereinigt.



Dr. Max Nordau.



Sobald man die Einwilligung der türkischen Regierung erlangt hat, werden sich in allen grossen jüdischen Zentren Komitees bilden, deren Aufgabe es sein wird, die Auswanderung zu leiten. Es versteht sich von selbst, dass auf diejenigen, die mit ihrem gegenwärtigen Wohnort zufrieden sind, nicht der geringste Zwang ausgeübt werden wird. Das Umgekehrte wird eher nötig sein; man wird darauf achten müssen, dass besonders anfangs die Auswanderung keine allzu grosse Ausdehnung annimmt. Wenn man bedenkt, dass die Zahl der jüdischen Auswanderer aus Osteuropa schon jetzt jährlich mehr als hunderttausend Seelen beträgt, dann würde es schon ein erfreulicher Erfolg sein, wenn es gelingen sollte, diese Auswanderung, die sich jetzt hauptsächlich England und Amerika zum Ziel wählt, nach Palästina abzulenken. Aber zugleich müsste man verhüten, dass Russland, Rumänien und andere Länder, in denen die Juden nicht das volle Bürgerrecht geniessen, die Gelegenheit ergreifen, die grosse Mehrzahl ihrer jüdischen Bevölkerung sobald als möglich nach Palästina abzuschieben. Dies wäre ein Unheil nicht nur für die Unglücklichen selber, die in Palästina noch keine Existenz finden könnten, sondern auch für die jüdische Kolonisation, die dann ohne Zweifel auf ein grosses Fiasko hinauslaufen würde.

In den vorstehenden Seiten habe ich schon auseinandergesetzt, dass soweit als möglich künstliche Mittel

vermieden werden müssen. Die Kolonisation muss sich auf natürliche Weise entwickeln. Und dann liegt es auf der Hand, dass wir an erster Stelle die jüdischen Ackerbauer nach Palästina ziehen müssen. Dafür sind wir hauptsächlich auf Russland angewiesen, wo unter der jüdischen Bevölkerung ungefähr 200.000 Personen in Landwirtschaft und Viehzucht eine Existenz finden. Aus denjenigen also, die schon im Ackerbau erfahren sind, nehmen mir unser Material, das wir auf mehrere Gruppen von jüdischen Landbaukolonien über das ganze Land verteilen. Ein bedeutender Zuwachs der Bevölkerung wird bald die Folge davon sein, denn um die Bedürfnisse der Neuangekommenen zu befriedigen, wird sich auch gleich ein Arbeitsfeld für den Kleinhandel und die Kleinindustrie eröffnen, und so entwickelt sich die Kolonisation auf natürliche Weise von selbst.

Um einen richtigen Geschäftsgang zu ermöglichen, wird dann in Palästina eine Organisation nötig sein, die von einem Bureau aus geleitet wird, das durch das ganze Land seine Verbindungen hat, und das den Komitees in Europa und im Auslande überhaupt mitteilen wird, welche Arbeitskräfte gebraucht werden können. Wenn genügend Gelder zur Verfügung stehen, könnten auch bald grosse Arbeiten zum allgemeinen Wohl unternommen werden, wie Verbesserung des Landes, Wegbauten, Eisenbahnen und Hafenarbeiten, kurz alles, woran es Palästina in all den Jahrhunderten ge-

fehlt hat. Wenn die Mittel erst vorhanden sind, ist jeder, der arbeiten will und kann, willkommen. Denn Arbeit giebt es genug; daran wird es vorläufig nicht fehlen. Wenn wir nur mit dem Umstande rechnen wollen, dass nicht jede Arbeit gleich produktiv ist, und dass während einer Reihe von Jahren Millionen und Millionen ausgegeben werden, deren Früchte erst später zu erwarten sind.

Diejenigen, die über den Zionismus nachgedacht haben, habe ich öfters die Ansicht äussern hören, dass man eigentlich nicht mehr von einer jüdischen Volkseinheit sprechen kann. Man war der Meinung, dass die Einflüsse, die jetzt schon Jahrhunderte lang auf die abendländischen Juden einwirken, diese gleichsam entjudet haben, und dass sie dadurch ihren osteuropäischen und den übrigen nicht westländischen Stammesgenossen dermassen entfremdet sind, dass sie mit diesen nicht viel mehr als die Abstammung gemein haben. Und daraus folgerte man weiter, dass es diesen abendländischen Juden fast unmöglich sein wird, zusammen mit ihren orientalischen Brüdern eine Art Staatsgemeinschaft zu bilden.

Ohne nun diese letzte Folgerung zu unterschreiben, kann man doch zugeben, dass diese Ansicht einen Kern von Wahrheit enthält. Obgleich nicht übersehen werden darf, dass diese gemeinschaftliche Abstammung

doch wahrlich nicht von so geringer Bedeutung ist! Aber wenn es wahr ist, dass in den hinter uns liegenden Jahren die abendländischen Juden zum Teil entjudet sind, so ist doch kein einziger Grund vorhanden, weshalb die Juden, die sich in dem Jüdischem Lande inmitten ihrer Stammesgenossen niederlassen werden, nicht wieder „verjudet" werden könnten. Womit ich durchaus nicht sagen will, dass die abendländischen Juden die Sitten und Gebräuche ihrer orientalischen Stammesbrüder annehmen sollen, während ich dagegen für letztere ebenso wenig den abendländischen Juden in jeder Hinsicht als Beispiel hinstellen möchte.

Dasjenige, worauf es schliesslich ankommt, ist nicht, was die Juden von einander trennt, sondern was sie mit einander verbindet. Und dann wird es sich zeigen müssen, ob das gemeinschaftliche, eigene Vaterland uns genug verbinden wird, um die natürlichen anfänglichen Schwierigkeiten zu überwinden. Abgesehen von aller Theorie wird sich praktisch die Kolonisation wohl so entwickeln, dass die überwiegende Mehrzahl der neuen Bewohner aus osteuropäischen Juden bestehen wird, während der Westen mehr die intellektuellen Arbeitskräfte liefert, wie Verwalter, Leiter und technisch Gebildete, die sich teils aus ideellen, wahrscheinlich jedoch auch teils aus sehr materiellen Erwägungen zu dem Jüdischen Lande hingezogen fühlen werden.

Indessen wird gewiss lange nicht jeder Jude, sogar

wenn seine Verhältnisse ihn dazu in den Stand setzen, sich dazu entschliessen, mit Sack und Pack sein Geburtsland zu verlassen. Der Jude liebt sein Geburtsland nicht weniger als sein christlicher Mitbürger. Die Trennung wird ihm schwer. Er ist dankbar für das Gute, das er erfahren, wenn es auch noch so wenig ist, und wenn ihm das Wenige auch noch so oft missgönnt wird. Er hat Freunde erworben, und er ist ihnen dankbar für ihre Freundschaft, dankbar vor allem, wenn er als vollwertiger Bürger betrachtet wird, und nicht als Bürger zweiten Ranges.

Man kann dessen sicher sein, dass mancher Jude einen schweren Seelenkampf durchzumachen haben wird, wenn es gilt, sein Geburtsland zu verlassen, und auch, dass in vielen Fällen das Geburtsland in diesem Kampf den Sieg davontragen wird.

Für die meisten werden es übrigens gerade die materiellen Verhältnisse sein, die es ihnen unmöglich machen, ihren gegenwärtigen Wohnort mit Palästina zu vertauschen. Ihre Erwerbsmittel lassen sich nicht so ohne weiteres in ein anderes Land verpflanzen; hinzu kommt noch die Frage der Erziehung der Kinder und hunderterlei andre Erwägungen. Aber dennoch, auf die Jüngeren wird das Jüdische Land seine Anziehungskraft ausüben, und allmählich wird auch unter den Juden im Westen die Auswanderung dahin zunehmen. Ueberbevölkerung braucht man vorläufig nicht zu befürchten.

Wenn man die intensive Kultur, die man heutzutage in den Ländern des Westens vielfach antrifft, auch in Palästina in Anwendung bringen wird, so kann das Land eine bedeutend zahlreichere Bevölkerung ernähren als in den biblischen Zeiten. Und die Schätzung der damaligen Bevölkerungszahl schwankt zwischen drei und acht Millionen Seelen, während die jetzige Einwohnerzahl Palästinas, wie ich oben schon erwähnte, auf siebenhunderttausend geschätzt wird, darunter ungefähr hunderttausend Juden.

Ist erst die jüdische Nationalität in dem Jüdischen Lande wieder hergestellt, so ist damit zugleich, wenigstens nach einigen Generationen, die jüdische Frage gelöst. Die Massenauswanderung der Juden nach Westen wird dann aufhören. Die Juden, die es wünschen, werden dann leichter als jetzt in der Bevölkerung, in deren Mitte sie leben, und mit der sie sich vermischen wollen, aufgehen können. Und diejenigen, die das nicht wünschen, werden die Wahl haben, entweder nach Palästina auszuwandern oder als selbständige Gruppen unter den anderen Völkern weiterzuleben, wo sie dann doch jedenfalls die günstige Rückwirkung eines kräftigen jüdischen Zentrums in Palästina erfahren werden.

In den vorstehenden Seiten habe ich von einem in Einzelheiten ausgearbeiteten Schema für die jüdische Ansiedlung im alten Vaterlande gesprochen. Und obgleich es nicht meine Absicht ist, ein solches ausgear-



David Wolffsohn.



beitetes Schema hier vorzulegen, so möchte ich doch einige der Hauptpunkte des näheren erörtern. Die mit der türkischen Regierung zu schliessende Abmachung wird den Charakter einer sehr ausgedehnten Konzession tragen, laut welcher alles Land in Palästina, das sich nicht in Privatbesitz befindet, so wie die in Palästina liegenden Besitzungen des Sultans einer das jüdische Volk vertretenden Institution auf einen Zeitraum von wenigstens hundert Jahren verpachtet werden. Diese Institution müsste ferner das Recht haben, noch mehr Land in Palästina zu kaufen oder zu pachten und das gekaufte oder gepachtete Land wieder zu verkaufen oder zu verpachten. Für das in Pacht zu gebende Land wird der türkischen Regierung eine jährliche Summe bezahlt werden nach dem Massstabe des bei der Verleihung der Konzession festzustellenden Wertes.

Einen wesentlichen Teil der Unterhandlungen mit der türkischen Regierung wird die Einrichtung der künftigen Verwaltung Palästinas bilden, die in Tätigkeit bleiben soll, solange das Land der jüdischen Nation in Pacht gegeben ist. Die türkische Regierung überträgt ihre Autorität der jüdischen Verwaltung, die während der Dauer des Uebereinkommens der schon im Lande ansässigen Bevölkerung gegenüber alle Rechte und Verpflichtungen von der gegenwärtigen Verwaltung übernimmt, wobei also auch die jüdischen Steuern an Stelle der türkischen treten werden.

Die jüdische Verwaltung, an deren Spitze ein Jude stehen wird, erkennt S. M. den Sultan der Türkei als ihren Suzerän an, und nimmt die Verpflichtung auf sich, es dahin zu bringen, dass die Juden, die sich in Palästina niederlassen, nach Möglichkeit türkische Untertanen werden, während sie zugleich dafür sorgt, dass die jüdischen Einwanderer der türkischen Regierung nicht zur Last fallen. Die jüdischen Unterhändler könnten ferner der türkischen Regierung behilflich sein, den Druck zu erleichtern, den die grosse ausländische Schuldenlast jetzt auf das Land ausübt. Sie könnten der Regierung eine Anleihe besorgen, deren Betrag schwerlich genau zu bestimmen ist, die ich aber, damit man sich annähernd einen Begriff des Erreichbaren machen kann, auf zwölf Millionen Pfund Sterling schätzen möchte. Die eine Hälfte des Ertrags dieser Anleihe würde der türkischen Regierung zu gute kommen, die dann die andere Hälfte der jüdischen Verwaltung zur Verfügung stellen müsste, um die ersten Kosten der Kolonisation zu decken.

Als Sicherheit für die Anleihe würde an erster Stelle die für das Land schuldige Pachtsumme dienen, während die jüdische Verwaltung ausserdem für den jährlichen Mehrbetrag haften würde, der durch die Zinsen und die Tilgung der Anleihe erforderlich werden sollte, wenn die erwähnte Pachtsumme nicht zu seiner Deckung ausreichend ist.

Es versteht sich, dass eine so umfassende Finanzoperation nur dann durchführbar ist, wenn wir dabei auf

die Mitwirkung der grossen jüdischen Organisationen und der bedeutendsten jüdischen Financiers rechnen können. Und ich möchte hier nachdrücklich betonen, dass die hier in grossen Zügen angegebene Abmachung durchaus nicht als ein offizielles zionistisches Schema betrachtet werden soll, sondern nur als ein von mir persönlich entworfenes, neben dem andere, eventuell auch weniger umfassende Vorschläge ernstlich in Erwägung gezogen werden müssen.

Wie nun die jüdische Verwaltung im einzelnen beschaffen sein wird, ob an deren Spitze ein Gouverneur oder ein anderer Beamter stehen wird, ob wir im Jüdischen Lande eine Abgeordneten-Kammer haben werden, und wie eine solche Volksvertretung aussehen wird, wie die Rechtspflege und die niederen Verwaltungsämter sich gestalten werden, das alles kann man erst angeben, wenn die Unterhandlungen mit der türkischen Regierung einen befriedigenden Verlauf genommen haben.

Es wäre gewiss der Mühe wert zu untersuchen, ob in dem neuen Jüdischen Lande für die Ernennung von Regierungspersonen und für die Wahl der Volksvertreter eine andere Methode zu finden wäre als die jetzt allgemein übliche, bei der im günstigsten Fall fast ausschliesslich die intellektuellen Fähigkeiten den Ausschlag geben, und die übrigens meist nur solche Personen begünstigt, die schön zu reden verstehen und sich selber in den Vordergrund drängen.

Aber wie die jüdische Verwaltung sich auch gestalten möge, sie wird sich in Palästina vor eine keineswegs leichte Aufgabe gestellt sehen. Und um dieser Aufgabe völlig gerecht zu werden, wird man über diejenigen Hilfsmittel verfügen müssen, die sich durch alle Zeiten hindurch als die geeignetsten bewährt haben, um die Autorität aufrechtzuerhalten. Diese Hilfsmittel also sind an erster Stelle: Geld und Soldaten. Ueber die Art und Weise, das Geld zu beschaffen, habe ich vorhin schon gesprochen. Und die Zeit wird lehren, ob wir für die grossen Summen, die wir nötig haben, auf die jüdische Opferwilligkeit rechnen dürfen. Geld ist zwar nicht die Hauptsache, aber wir können es nun einmal nicht entbehren!

Was die jüdischen Soldaten anbelangt, so wird es uns daran gewiss nicht fehlen. In Russland allein dienen in der Armee mehr als fünfzigtausend Juden. Natürlich werden sowohl die jetzige als die künftige jüdische Bevölkerung Palästinas ihr entsprechendes Kontingent liefern. Es wird vielleicht schwer halten, für die höheren Chargen in der Armee eine genügende Anzahl geeigneter Personen zu finden. Wir werden deshalb anfangs wohl fremde Instruktoren brauchen, und vielleicht wird sich die türkische Regierung bereit zeigen, die hierzu erforderlichen Offiziere zur Verfügung zu stellen.

Man darf die Notwendigkeit eines militärischen Machtmittels nicht unterschätzen, denn wie gut wir auch wahr-

scheinlich die Polizei organisieren werden, mit Polizei allein werden wir nicht auskommen! So gut wie jeder, der den Frieden will, sich auf den Krieg vorbereiten muss, so muss auch der, welcher Ordnung und Ruhe im Lande will, darauf eingerichtet sein, Unordnung und Unruhe sofort zu unterdrücken.

Wir werden in Palästina nicht nur mit unserem eigenen Volke zu tun haben; verschiedene Nationalitäten, und noch mehr verschiedene religiöse Sekten wohnen dort, und zwar nicht immer friedlich neben einander. Zwar wird nach dem Gelingen der zionistischen Pläne die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung bald aus Juden bestehen, aber vorläufig bilden sie die Minorität. Und es ist erwünscht, dass alle Parteien wissen, dass die jüdische Verwaltung nicht nur den festen Willen hat, die Ordnung aufrechtzuerhalten, sondern auch vollkommen dazu imstande ist.

Ueberdies werden sich in den ersten Jahren zweifellos viele unruhige Elemente einstellen, die den Kopf von sozialdemokratischen oder anarchistischen Theorien voll haben, und die von der Bourgeoisie nichts Gutes erwarten. Auch ihnen steht das Land offen, auch ihnen muss geholfen werden, ihnen vielleicht sogar an erster Stelle, denn sie kommen aus den Ländern der Unterdrückung. Nur will es mir scheinen, dass wir uns in Palästina ebenso wie überall anderwärts nur unter der Führung des Intellektes eine gute gesellschaftliche Ordnung

denken können, und dass man zu Führern doch wohl meistens solche Personen wählen wird, die dank einer sorgfältigen Erziehung und einem gediegenen Studium sich zu wirklichen Führern eignen. Wir dürfen in den ersten Jahren nicht zuviel Politik treiben. Es soll wenig geredet und viel gearbeitet werden; die Notwendigkeit der Politik ergibt sich dann später schon von selbst.

Ich habe schon gesagt, dass jeder in vollkommener Freiheit sein Leben nach seiner eigenen religiösen Ueberzeugung wird einrichten können; dabei wird man natürlich die Einmischung der Geistlichkeit in die Verwaltung nicht zulassen dürfen. In dieser Hinsicht ist, wie man gestehen muss, die türkische Regierung nicht auf Rosen gebettet. Alle möglichen Arten von Geistlichen, Kirchen und Klöstern geniessen besondere Vorteile, wie Steuer- und Zollfreiheit. Die Politik geht mit der Kirche Hand in Hand; die Klöster erwerben ausgedehnte Güter, der türkischen Regierung entgehen dadurch deren Einkünfte, die ihr doch mit Fug und Recht zukommen, und das Land leidet darunter.

Wenn es uns gelingen sollte, die Zustimmung der türkischen Regierung zu erhalten, so müssen wir zugleich versuchen, diesem Zustand ein Ende zu machen, und gesetzmässige Bestimmungen einzuführen, denen jeder, gleichviel welcher Nationalität oder welches Glaubens er auch sein möge, sich zu unterwerfen haben wird.

Dies alles lässt sich gewiss leichter niederschreiben als ausführen. Und man darf gewiss die Schwierigkeiten, die überwunden werden müssen, ehe wir von irgend einem Erfolg werden sprechen können, nicht unterschätzen. Aber es ist auch kein einziger Grund vorhanden, diese Schwierigkeiten zu überschätzen.

Es nimmt wahrscheinlich manchen Wunder, dass der verstorbene jüdische Philanthrop, Baron Hirsch, der die Verhältnisse im türkischen Reiche so genau kannte, als Gebiet für die von ihm ins Leben gerufene jüdische Kolonisation Argentinien der alten Heimat vorzog. Schon allein die Ersparnis der grösseren Kosten der Ueberfahrt nach jenem entlegenen Lande hätte ein nicht unbedeutendes Anfangskapital für diejenigen bilden können, die sich in den näher gelegenen Palästina angesiedelt hätten. Elkan Nathan Adler schreibt über diese Angelegenheit in seinem Buche „Jews in many Lands", dass Baron Hirsch ihm selber versichert habe, dass der einzige Grund weshalb er die Niederlassung von Juden in Palästina nicht wünschte, der sei, dass er fürchtete, Russland würde sich schliesslich doch des Landes bemächtigen.

Seit der Zeit sind der Weltgeschichte einige wichtige Kapitel hinzugefügt worden, und heutzutage würde Hirsch wahrscheinlich anders urteilen. Wir haben vor Augen, was die jüdische Kolonisation in einem fünfundzwanzigjährigen Zeitraum in Palästina zustande gebracht hat.

Und wir brauchen diese Kolonisation nur mit dem nationalen Gedanken zu beseelen, damit sie uns die Rückkehr der Juden zur Landwirtschaft bringe, und damit die Lösung des jüdischen Problems.

Das Land ist bereit, es harrt der Bevölkerung, die es urbar machen wird. Das Elend unter den Juden in Osteuropa und an vielen anderen Orten der Welt ist entsetzlich. Die Gesinnung der türkischen Regierung den Juden gegenüber ist nicht ungünstig. Wenn wir jetzt nur alle einträchtig zusammenwirken, dann ist das Ziel, das wir uns setzen, gewiss zu erreichen. Es könnte nur die Gleichgiltigkeit eines grossen Teils der wohlhabenden Juden, oder Uneinigkeit unter einem anderen Teil und unter den Zionisten selber sein, was die Sympathie für unser Streben verringern könnte. Die Welt soll wissen, dass in der Umgebung des Sultans die zionistische Bewegung aufmerksam beobachtet wird, und dass es da keine prinzipiellen Schwierigkeiten gibt, auf die Unterhandlungen betreffs der Ansiedlung des jüdischen Volkes in Palästina einzugehen, falls nur die grossen jüdischen Organisationen sich vorher mit einander verständigt haben und mit ganz bestimmten Vorschlägen herantreten.

Der Zionismus hat sich in den zwölf Jahren, in denen er als politische Organisation besteht, fest zusammengeschlossen; seine finanziellen Institutionen werden gewissenhaft und sachverständig verwaltet; sie haben

sich allen pessimistischen Prophezeiungen zum Trotz normal entwickeln können. Jetzt rechnen wir auf die Mitwirkung der anderen. Träumen wir nicht von einer sicheren Heimstätte für das jüdische Volk ausserhalb Palästinas; sprechen wir es nicht einer dem andern nach, dass die Verwirklichung des zionistischen Strebens doch nicht erreichbar ist, sondern geben wir uns die Mühe, etwas mehr über die Judenfrage nachzudenken, und uns über die damit zusammenhängenden Verhältnisse zu unterrichten.

Wo die grosse Menge stets auf die höheren und höchsten Kreise sieht, da legt dieser Umstand diesen Kreisen Verpflichtungen auf, andere Verpflichtungen als die, denen sie jetzt manchmal meinen nachkommen zu müssen. Man sehe sie nur, die jungen Leute der ersten jüdischen Familien! Auf jedem Jahrmarkt der Eitelkeit zeigen sie sich, nach der neusten Mode gekleidet, bewundert von der grossen jüdischen Mittelklasse, die dann auch wieder in ihrer freien Zeit die Wirtshäuser bevölkert und die Theater, Billard und Karten spielt. Nichts von alledem ist an sich schlecht, aber dergleichen Zerstreuungen werden immer mehr Lebenszweck. Unsere Jugend wird blasiert und fühlt wenig für ein höheres Streben. Wie unglaublich viel Energie geht so der jüdischen Nation verloren! Die jüdische Nation hat aber Ansprüche an uns; sie will von uns Geld, Verbindungen, aber vor allem uns selbst, unsere Arbeitskraft.

Und es wird Zeit, dass wir uns Rechenschaft darüber geben. Die Christenheit, die immer ununterbrochen das jüdische Volk als eine Nation betrachtet hat, bringt dem Zionismus im allgemeinen Sympathien entgegen.

Viele Christen, von wahrhaft edlen Gefühlen beseelt, sind bereit, dem jüdischen Volke zu helfen. Diese Hilfe dürfen wir nicht verschmähen; die Hilfe brauchen wir, und lasst uns sorgen, dass wir diese Hilfe verdienen.

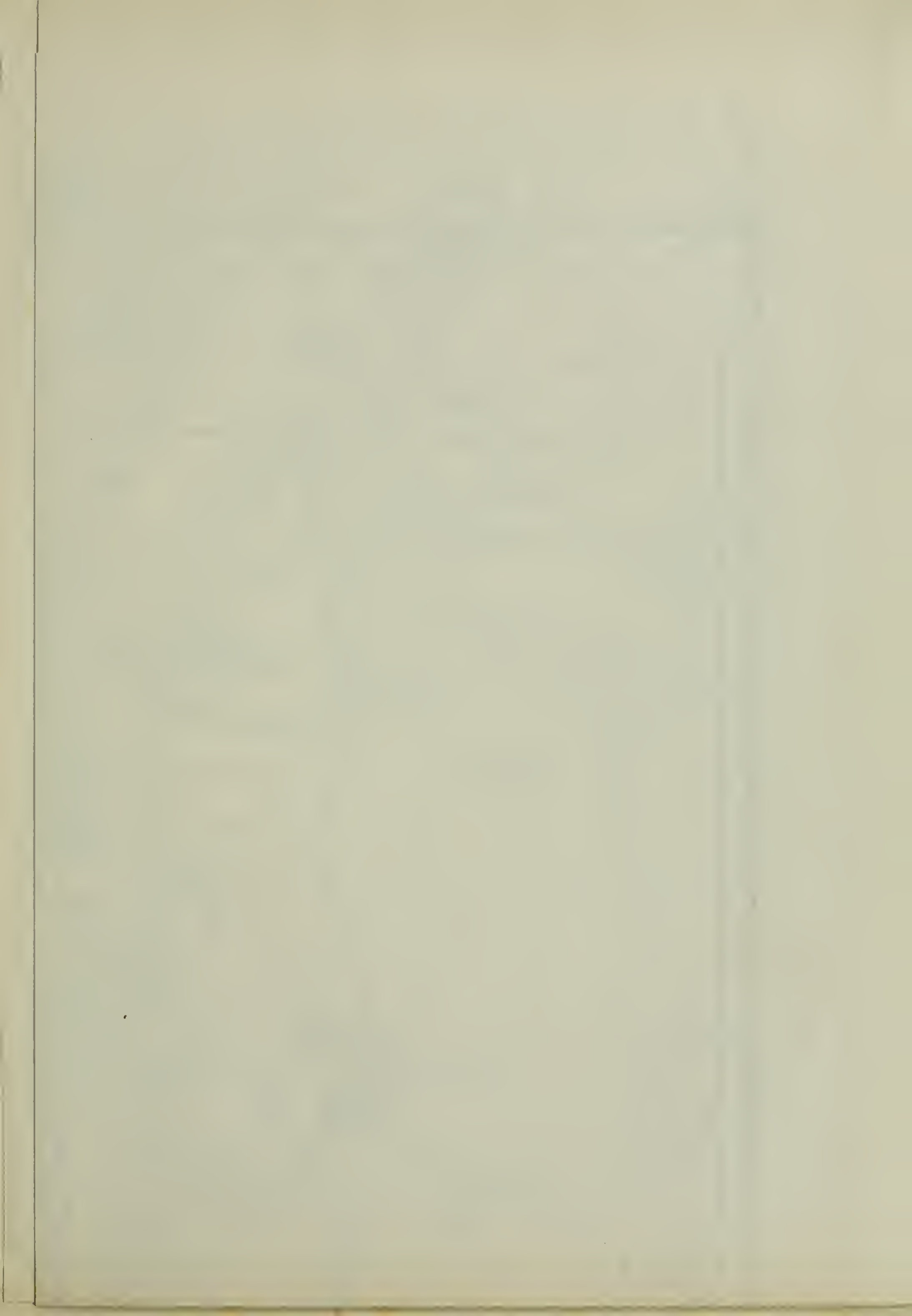
Wir müssen unsere Pflicht tun als Menschen, wir müssen unsere Pflicht tun als Bürger des Landes, in dem wir wohnen, und wir müssen nicht weniger unsere Pflicht tun als Söhne des jüdischen Volkes. Diese Pflicht ist — einträchtiges Zusammenwirken. Zusammenwirken mit denjenigen, die einen Weg sehen, das jüdische Volk aus seinem Elend zu erlösen. Nur das gemeinschaftliche Streben wird uns die Kraft geben, diese Aufgabe zu vollbringen.

Vorübergehende Zustände, mangelhafte Organisation können die Lösung der Judenfrage aufschieben. Führende Staatsleute können der von uns gewünschten Lösung weniger günstig gesinnt sein. Aber über allem und über allen steht Er, der das Los der Menschen und Völker in der Hand hat, Ihm vertrauen wir, wenn wir zu Ihm beten, dass das jüdische Volk wieder heimkehren möge in das Jüdische Land, noch in unseren Tagen.

Werter Leser! Ich habe vorstehende Seiten niedergeschrieben, wie sie mir eingegeben wurden. Sei nicht zu rasch mit deinem Urteil. Wenn du während des Lesens gefühlt hast, dass auch du mitwirken kannst, dann dränge dieses Gefühl nicht zurück. Arbeite mit nach deinen Kräften! Wenn du zu den Grossen, den Mächtigen gehörst, so gebrauche deine Macht und deinen Einfluss, um zu helfen. Und wenn du zu denen gehörst, die keine Stimme in führenden Kreisen haben, so wirke doch, soviel du nur kannst, in deinem bescheidenen Kreis. Bedenke, dass du e i n e r der vielen bist, dass es Tausende giebt wie du, und dass kein kräftiges Volksleben möglich ist ohne die Zusammenwirkung aller Einzelnen.

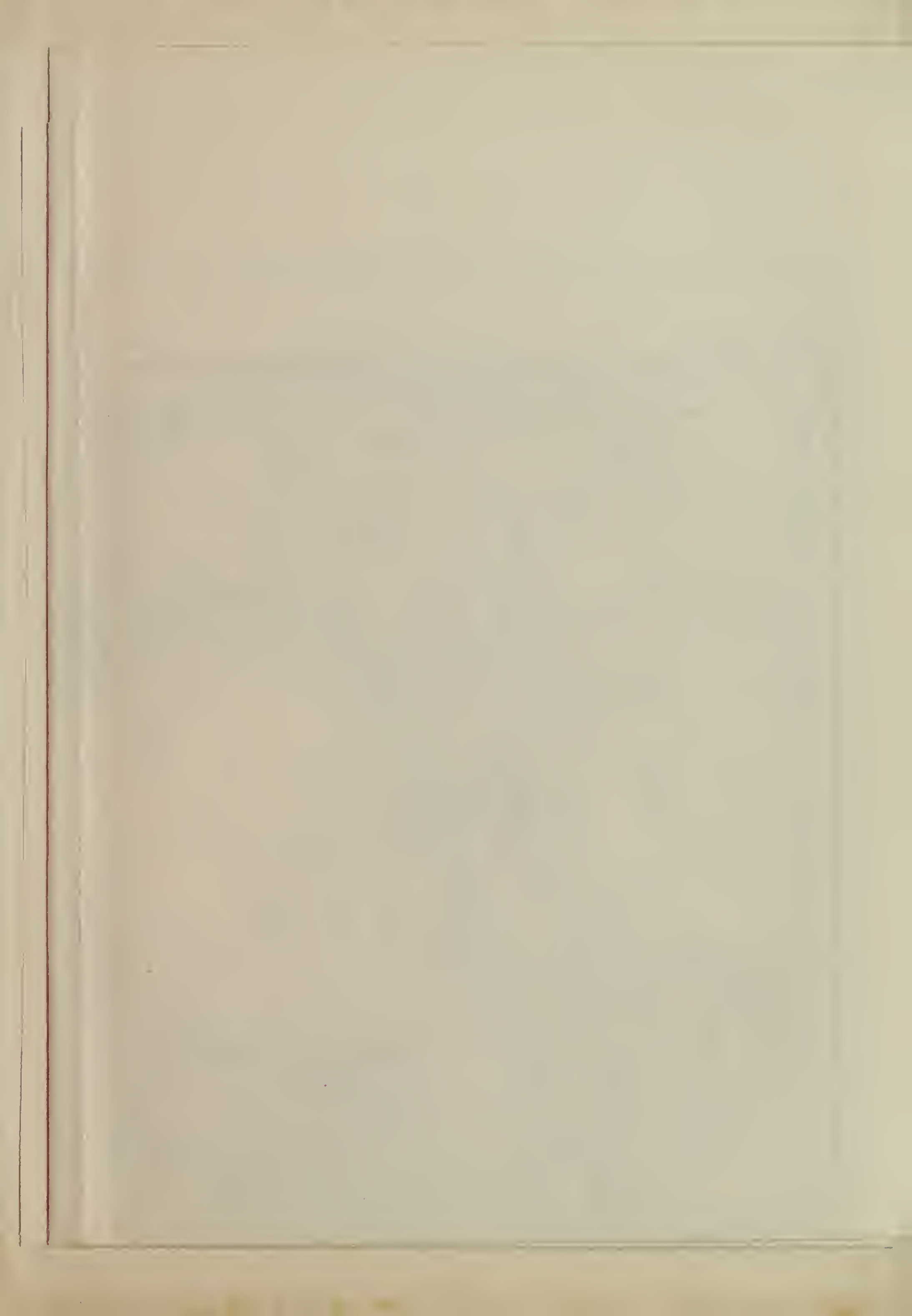
Arbeitet alle mit uns!







E. J. Brill, Leiden.





E. J. Brill, Leiden.

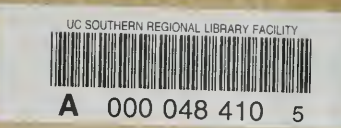











UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 048 410 5

